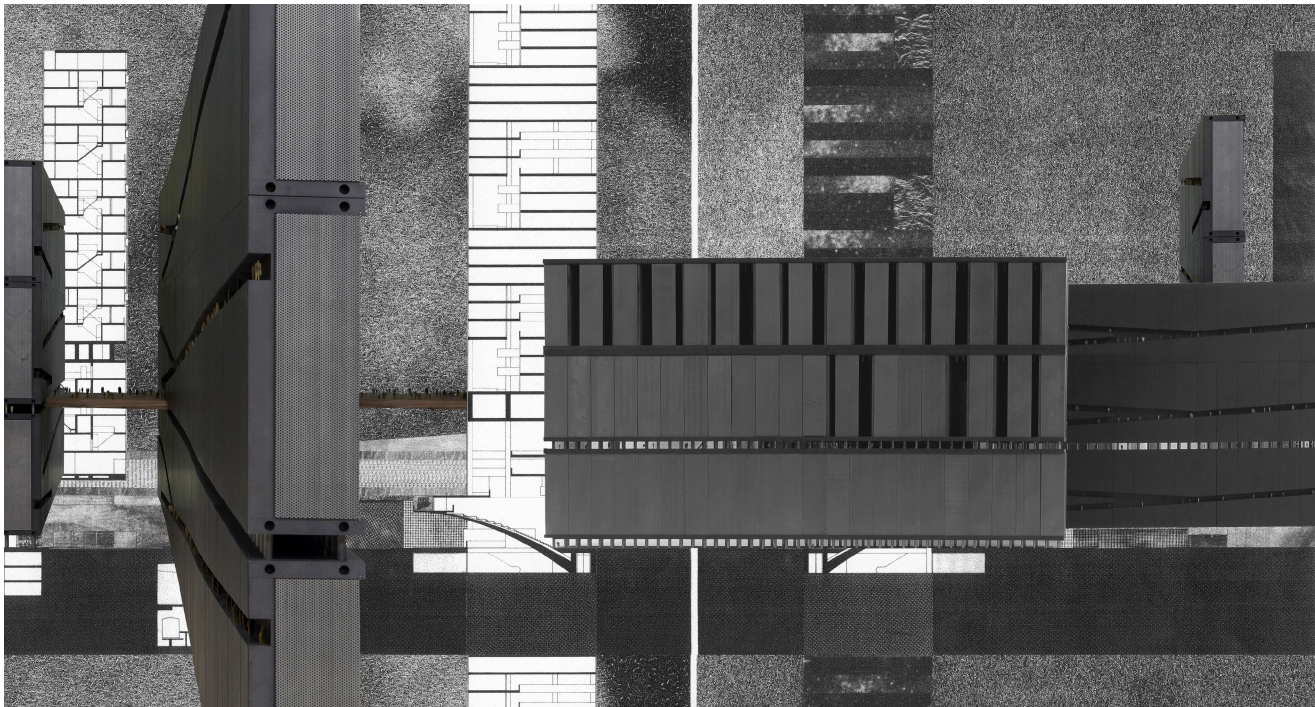


STRATEGIEPAPIER STADTENTWICKLUNG WIEN



© PAUHOF 05/2016

STRATEGIEPAPIER STADTENTWICKLUNG WIEN

PROLEGOMENA

Der Anspruch dieser Untersuchung ist es, aus den „historischen Eckdaten“ des Wiener Stadt-Weiterbaus jene Potenziale herauszufiltern, die die Dynamiken dieser Stadt vorangetrieben haben, und herauszufinden, wie diese Dynamiken in unserer Zeit so gesteuert bzw. beeinflusst – verlangsamt, gestoppt, beschleunigt – werden können, dass sie in ein fruchtbares „Gespräch“ münden. Dieses Gespräch gibt es zurzeit in den wenigsten Städten, in den wenigsten Fällen. Genauso wenig gibt es eine Übereinkunft der Protagonisten, die an den gegenwärtigen Dynamiken beteiligt sind, für diese verantwortlich sind, an dem „Gespräch“ teilzunehmen.

Der Ausblick bestünde also darin, den Stadt-Dialog wieder zu vertiefen und den methodischen Widerspruch zwischen der institutionalisierten Raumplanung (Rechts- und Infrastrukturplanung) und dem konkreten formalen Architektur-Objekt mittels weitgespannter, interdisziplinär „aufgeladener“ Inhalte und neuer zeitbezogener städtebaulicher Standards aufzuheben.

Die Disziplin Städtebau muss darüber hinaus wieder so aufgewertet werden, dass neben einer analytisch-systematischen Rechtsplanung (Raumplanung) auch der synthetisch-kreativen Produktion, dem Entwerfen von Stadtraum, ein erweiterter Möglichkeitsrahmen eröffnet wird. Der „neue“ Städtebau muss verstärkt in seiner vermittelnden Funktion zwischen gesellschaftlichen Bedürfnissen und deren Übertragung in den Raum wahrgenommen werden.

Dazu braucht es neue „urbane Werkzeuge“, mit denen städtebauliche Prozesse und deren kommunikative Grundbedingungen wieder intensiviert werden können und gleichzeitig einen die neuen planerischen Aktivitäten begleitenden öffentlichen Diskurs über die abgeänderte Planungsmethodik, eine Interaktion zwischen allen Planungsebenen und allen beteiligten Parteien, den privaten Akteuren ebenso wie den gemeinnützigen Einrichtungen und Organisationen und den verschiedenen öffentlichen Institutionen.

Der „Stadt-Plan“ ist nicht mehr die „Beschreibung eines Endzustandes“, sondern er stellt vielmehr die übergeordnete, bildhafte Vision des Stadt-Ganzen dar – in Form von Stadt-Szenarien und daraus abgeleiteten Meta-Modellen.

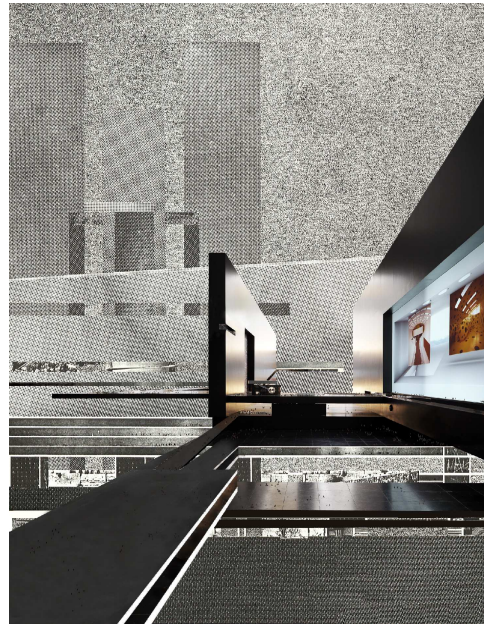


Abb. 1: PAUHOF Architekten, Collage *Archetherid / Wien Nord*, Biennale Venedig, 2008

Jede Metropole hat ihre künstlerischen, sozialen und ökonomischen Blütezeiten. Diese treten nicht unbedingt gleichzeitig auf, bedingen aber einander. Architekturen und die jeweiligen stadträumlichen Dispositionen bilden dann einen identitätsstiftenden Ausdruck einer geschichtlichen Epoche und schreiben sich fortwährend in den Stadtplan ein. Sie prägen nicht nur das Stadtbild, sondern befördern bestenfalls auch das komplexe Zusammenleben der vielen, gewähren dem einzelnen dennoch geschützte, mit der Natur verbundene Behausungen für sich, für seine selbstbestimmte Form des Zusammenlebens mit den anderen. Das bedingt kulturelle Kontinuität über sich schnell verändernde Zeiten, über gesellschaftliche Klassenbildungen hinweg. Nur eine hohe Qualität von einzelnen Gebäuden und deren Transformationsmöglichkeiten – in Kombination mit stadtbaukünstlerisch prägenden, auch für die Zukunft anschlussfähigen öffentlichen Räumen – und ein dichtes, leicht erweiterbares öffentliches Verkehrsnetz ermöglichen die lebensnahe Entwicklung eines schnell wachsenden Stadtorganismus.

Unter diesen Prämissen brauchen keine radikalen Eingriffe oder visionären Überlagerungen gescheut werden, ja, sie könnten den gegebenen Kontext überhöhen, sollten Neues konstituieren. Harte Gegensätze oder Überlagerungen wären gegebenenfalls einem schleichenden, meist wenig intelligenten Tabula-rasa-Prinzip vorzuziehen.

WIEN – DIE ENTWICKLUNG ZUR UNBEGRENZTEN GROSSSTADT?

Wien erhielt – jeweils um die letzten beiden Jahrhundertwenden – die Chance, sich als mittel-europäische Metropole neu zu erfinden, zur Großstadt zu wachsen. Dazwischen gab es die lange Periode der Stagnation einer schrumpfenden Stadt, die von ihrer Vergangenheit zehrte, ohne Willen und Kraft für Gegenwart und Zukunft. Die Moderne fand kaum statt, dafür umso mehr die Post-moderne. Wien wurde geradezu deren Ausgangspunkt, verständlich in der Stadt der Inszenierung, des Theaters.

Erstmals entwickelte sich Wien um die Mitte des 19. Jahrhunderts zu einer der damals größten und am schnellsten wachsenden Städte Europas, zur mitteleuropäischen Metropole. Bevölkerungsdruck und ein politischer Wille, das latente Stadtwachstum zumindest im inneren Stadtbereich nach künstlerischen Kriterien so zu konditionieren, dass Wien als repräsentative Hauptstadt der Habsburgermonarchie für das Vielvölkerreich verbindlich bleibt, führten zur Entscheidung, die begrenzenden Stadtbefestigungen aufzuheben und das Glacis für eine Bebauung freizugeben. Wiens erste Gründerzeitphase startete also 1858 mit der Schleifung der Stadtmauern und Basteien, nach dem Verlust ihrer militärischen Bedeutung. Ein gleichzeitig stattfindender stadtbaukünstlerischer Wettbewerb für das gesamte Glacisgelände führte zum Bau der Wiener Ringstraße. Der über einen Zeitraum von etwa fünfzig Jahren realisierte Ringstraßenplan mit seinen monumentalen, repräsentativen Plätzen und den gezielt in Achsen gesetzten öffentlichen Bauten folgte der Idee des städtebaulichen Gesamtkunstwerkes und war damals weltweit einzigartig.

Es entstand ein sich kontinuierlich entwickelnder Stadtorganismus in der Linie der genialen Architekten Johann Bernhard Fischer von Erlach, Gottfried Semper, Otto Wagner. Otto Wagner blieb es vorbehalten, mit seinem Konzept der „unbegrenzten Großstadt“ das Rastermodell des Ringstraßenplanes mit dessen radialen Brechungen als idealisiertes Modell für einen Ausbau Wiens zur mitteleuropäischen Metropole mit drei Millionen Einwohnern als Szenario räumlich zu denken und konkret darzustellen. Mit der Realisierung der Stadtbahn, der Vorortelinie und der architektonisch hochwertigen Ausformung des Donaukanals schuf er die realen Grundlagen dafür. Der Erste Weltkrieg zerstörte die dafür notwendigen Rahmenbedingungen und bedeutete vorerst das Ende aller Großstadtutopien. Völlig vernachlässigt blieb in dieser prosperierenden Zeit die soziale Frage, was sich in der Gründerzeitbebauung außerhalb des Gürtels manifestierte, in der das Proletariat – nur für die Hausbesitzer gewinnbringend – untergebracht war.

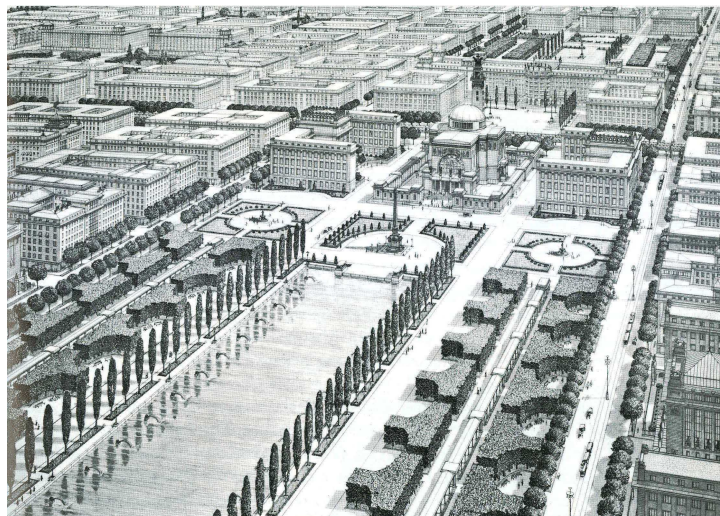


Abb. 2: Otto Wagner, aus der Studie „Die Großstadt“, 1910/11

Interessant, weil immer noch in manchen Belangen zukunftstauglich, bleibt bei der Nachbetrachtung der „Stadtregulierungsplan Wien, Innere Stadt“ von Adolf Loos aus dem Jahr 1912. In einer sogenannten „retrospektiven Utopie“, die sich auf den Baubestand von 1859 bezog, versuchte er, das doch ziemlich schematische Rastersystem der Ringstraßenbebauung zugunsten eines anpassungsfähigeren Netzwerks aufzulösen – mit räumlich präzise formulierten Gelenksituationen, die die Radialen der Vorstadt besser mit dem Geflecht der Innenstadt verbinden. Bemerkenswert am Loos-Plan für die Wiener Ringstraße ist, dass sich Adolf Loos weniger an

den rational-künstlerischen Stadtkonzepten von Otto Wagner orientierte, sondern eher an den Prinzipien von Camillo Sitte, die dieser in seiner 1889 erschienenen Publikation „Der Städte-Bau nach seinen künstlerischen Grundsätzen“ darlegte. Auch Camillo Sitte zeichnete für sein Buch einen Alternativplan für den Teilabschnitt von der Hofburg bis zur Votivkirche.

Der Wettbewerb zur Wiener Ringstraße von 1858 wurde also zum Ausgangspunkt einer Versuchsanordnung. In einer Art Laborsituation erprobten konzeptuell agierende Großstadtarchitekten ihr städtebauliches Denken im realen Kontext. Entwerfen im urbanen Maßstab bedarf der Fähigkeit zur Abstraktion, der zeitübergreifenden Szenarien und nicht zuletzt der Imagination.

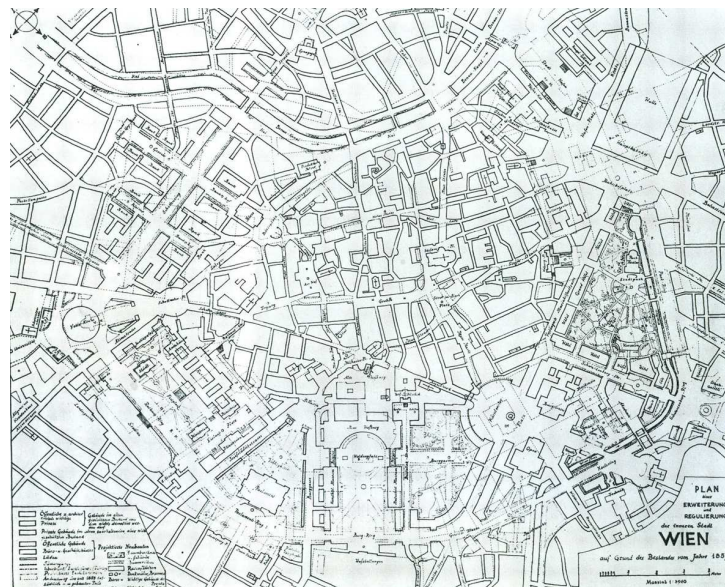


Abb. 3: Adolf Loos, Stadtregulierungsplan Wien – Innere Stadt, 1912

Unter diesen Prämissen wäre auch in der Gegenwart eine ergänzende architektonische Neudefinition denkbar, eine zeitgenössische Transformation fragmentiert gebliebener Stadträume in der Ringstraßenzone sogar wünschenswert.

Für uns Architekten bleibt der Loos-Plan schon deshalb bedeutsam, weil in der gegenwärtigen Stadtplanungskultur kein eigenständiger, selbstbewusster Planungsansatz für den Umgang mit stadträumlichen Ergänzungen oder gar Teilüberlagerungen von Beständen in der Innenstadt besteht. Es erscheint etwa undenkbar, dass Otto Wagner das wichtigste Kulturensemble der Zweiten Republik, das MuseumsQuartier, im Hinterhof der Pferdestallungen des Kaisers versteckt hätte, oder man erinnere sich an Wagners Museumsentwürfe am Karlsplatz, international gültige Architekturen im Spannungsfeld zur Karlskirche, großzügig in der städtischen Disposition, aber auch in der inneren Raum(er)findung. Gerade der unlängst entschiedene Wettbewerb zur Erweiterung des Wien Museums zeigt, dass mit dem Mittel der objektbezogenen Planung nicht unbedingt die einer Metropole adäquaten Ergebnisse zu erzielen sind.

Der jüngste Vorschlag von Staatssekretär Dr. Harald Mahrer, anstelle des von Kulturminister Dr. Josef Ostermayer angekündigten „Hauses der Geschichte“ in der Neuen Burg ein „Haus der Zukunft“ auf dem Wiener Heldenplatz als exemplarischen Neubau zu errichten, befördert eine längst fällige Debatte zur Bedeutung und zur möglichen räumlichen Transformation des Stadtgefüges am Areal des ehemaligen Kaiserforums – eine der größten und monumentalsten Platzanlagen des 19. Jahrhunderts weltweit. Ziemlich überraschend war die starke Resonanz in den

heimischen Medien. Zum Beispiel imaginiert Barbara Tóth im *Falter* ein recht optimistisches Szenario für das Jahr 2025 mit der Benennung „Forum der Republik“, subsumiert unter der Forderung: „Der Heldenplatz braucht nicht nur ein Museum, sondern ein neues Konzept.“ Dagegen stehen die Vorschläge, die sich auf fragmentierte Lösungsansätze beziehen, wie der Umbau oder die Erweiterung des Burgtores in ein Besucherzentrum, ein Mixed Media Center vor dem MQ (Ecke Mariahilfer Straße), die MQ Libelle über dem Dach des Leopold Museums oder eben der zuletzt ins Gespräch gebrachte Neubau eines Hauses der Zukunft östlich des Kunsthistorischen Museums. Tatsache bleibt allerdings, dass sich das Gesamtensemble mit der Transformation der barocken Pferdestallungen bzw. deren darin versteckten Museumsbauten im Hinterhof und mit einer Verbauung des Hundenauslaufplatzes an der Ringstraße als urbanes Momentum nicht umfassend denken lässt, zu keiner zukunftsstauglichen Form finden wird, aber auch nicht den historischen Ansprüchen des von Semper entworfenen Gesamtkunstwerks als Einheit von Platz, Architektur, Skulptur und Gartenkunst entsprechen kann.

Trotz eines umfassenden Generalplanes für die Ringstraßenzone auf der Grundlage des Entwurfs von Ludwig Förster scheiterte schon 1867 der geladene Architekturwettbewerb (Heinrich Ferstel, Theophil Hansen, Carl Hasenauer, Moritz Löhr) für das Kunsthistorische Museum und das Naturhistorische Museum. 1869 involvierte man deshalb den international tätigen Architekten Gottfried Semper, der dann die beiden Hofmuseen in seine Pläne eines monumentalen Kaiserforums integrierte. Mit den gekurvten Fronten der Neuen Burg und dem symmetrisch gegenüberliegenden Trakt wird das teils rigide Rastersystem durchbrochen und mit zwei Plätzen diesseits und jenseits der Ringstraße immerhin in den zeichnerischen Darstellungen zu einem großen Ganzen geformt. Obwohl gerade die die jeweiligen Einzeltrakte verbindenden Architekturen – die Brücken über den Ring, die die Hauptachse korrigierende Fassung der Hofstellungsfront, der Spiegeltrakt zur Neuen Burg – nie realisiert wurden, bleibt die einzigartige Stadt-Komposition für den Flaneur von fast jeder Stelle aus gewahr und damit prägend in Erinnerung und wird zu einem wesentlichen stadträumlichen Identitätsfaktor von Wien.

Neuerdings registrieren wir eine Tendenz zur klassischen Rekonstruktion historisch relevanter Stadtensembles in europäischen und asiatischen Städten, wie das die derzeitige Wiedererrichtung des Berliner Stadtschlusses eindrücklich zeigt. Aber gerade dieses Fallbeispiel beweist, dass eine solch scheinbar kanonische Vorgehensweise eindimensionale, seelenlose Duplikate generiert, die nur selten den oft künstlich implantierten Inhalten genügen und deshalb nur als historisch nicht zuordenbare Stadtkulissen fungieren – für wen eigentlich?

In der gegebenen Wiener Situation wäre es sinnvoll, zwei Möglichkeiten der stadträumlichen Konditionierung entlang der Forumsachse zwischen Michaelerplatz und Flakturm auszuschließen:

- Eine unkritische Vollendung der Symmetrie des monumentalen Kaiserforums nach dem genehmigten Planungsstand von 1870. Dafür fehlt uns die kulturelle Legitimation, das architektonische Detailwissen, das handwerkliche Können der Zeit, das damalige Selbstverständnis der gesellschaftlichen und politischen Repräsentation.
- Eine isolierte Betrachtung der derzeit diskutierten Neubauten (Haus der Zukunft etc.) oder Ergänzungsbauten zu bestehenden Institutionen (Besucherzentrum mittels Überformung des Äußeren Burgtors etc.), die sich nur über die üblichen Objektwettbewerbe legitimieren ließen. Das entspräche nicht dem selbstbewussten gleichwertigen Weiterbau eines großartigen Stadtraumes in der zweiten Wiener Gründerzeitphase, sondern eher dem Wiener Hang zur gestalterischen Re-Provinzialisierung des Stadtzentrums.

Es geht im gegebenen Fall also nicht um die Tabuisierung eines Istzustandes, sondern um konzeptuelle Stadtergänzungen, partielle Stadtüberlagerungen im Maßstab einer Großstadt. Ähnlich den Prinzipien von Adolf Loos in seinem Gegenplan für die Wiener Ringstraßenzone versuchten wir, PAUHOF, mit dem Synthese Museum, unserem Beitrag für den Wettbewerb zum Wiener Museumsquartier, weithin sichtbar als architektonische Abschlussfront des Semperforums, das neue stadträumliche Gefüge von der gewachsenen Vorstadt heraus zu entwickeln, um trotz beträchtlicher Maßstabssprünge und Richtungsverschiebungen eine optimale Vernetzung der verschiedenartigen Strukturen zu finden. Wir inszenierten diesen bislang trennenden Übergangsbereich zu einem intensiven architektonischen Brennpunkt des städtischen Lebens, der das Gesamtensemble stadträumlich radikal neu interpretiert – der Platz davor formiert sich neu, das Kaiserforum wird zum Forum der Republik. Wenn wir von städtischen Überlagerungen sprechen, dann meinen wir nicht nur architektonische Strukturen, sondern auch differente Nutzungsrahmen, die einander ergänzen und sich somit gegenseitig beleben. Die nicht gerade unbelastete Rolle des Heldenplatzes in der österreichischen Geschichtsschreibung sollte uns dort eher an kulturelle oder Einrichtungen der Bildung – z. B. der Europäischen Union – denken lassen oder der UNO öffentliche Präsenz verschaffen, Wien ist immerhin eine der vier UNO-Städte.



Abb. 4: PAUHOF Architekten, Synthese Museum vor/über/in den ehemaligen Hofstallungen, 1987/2003

DAS ROTE WIEN

Die Wohnungsfrage wird langfristig zur bestimmenden Kraft der Stadtentwicklung

Anders als im noch verbliebenen Rest von Österreich – nach dem verlorenen Krieg – errang die Sozialdemokratie 1919 einen nachhaltigen Wahlerfolg bei den Wiener Gemeinderatswahlen und sicherte sich damit die politische Machtbasis für einen ganz spezifischen Weg zur Schaffung neuer sozialer Wirklichkeiten, und das über eine kontinuierliche Periode von mehr als einem Jahrzehnt. Mitentscheidend war das Angebot eines sozialistischen Gegenentwurfes in Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur, das sich an die Mehrheit der prekär lebenden Stadtbevölkerung richtete, die überwie-

gend in den überbelegten Mietskasernen unter miserablen hygienischen Bedingungen hauste, und das dankbar angenommen wurde. Dazu kamen noch die hohe Arbeitslosigkeit, Lebensmittelknappheit, massive Grundstücksspekulationen, die ersten wilden Siedlungen und nicht zuletzt eine hohe Verschuldung der Kommune.

Für eine nachhaltige Verbesserung der Lebensbedingungen der Arbeiterklasse bedurfte es massiver Verbesserungen der Stadtstruktur, insbesondere außerhalb des Gürtels. Und das erforderte, nach der Bildung einer ersten Stadtregierung, eine Neudefinition bzw. Anpassung der gesetzlichen Grundlagen, aber auch die Schaffung pragmatischer Rahmenbedingungen für Bodenbeschaffung, Finanzierung und Genossenschaftsgründungen, um die Bewältigung der gewaltigen Herausforderungen im Geist der ideologischen Ambitionen auf eine realistische Basis zu stellen und den Prozess der kommunalen Veränderung in eine entsprechende urbane Form zu befördern. Schnell wirksam werdende Prämissen sollten sofort die ärgste Not lindern: Enteignung leer stehender Wohnungen, Ausweitung des Mieterschutzes, Hilfestellungen für die illegalen Siedler im Rahmen der sich gründenden Siedlerbewegungen und gleichzeitig schuf man mit einer forcierten Bodenankaufspolitik und mit der Einhebung einer zweckgebundenen Wohnbausteuer die Startvoraussetzungen für das europäisch viel beachtete Wohnungsneubauprogramm mit austromarxistischer Prägung. Erst die Kombination von kommunalem Grundbesitz, der Wohnbausteuer mit Mieterschutz und Mietzinskontrolle bescherten als robuste Grundlage die Möglichkeiten der Kontinuität und damit den Erfolg der städtischen Konsolidierung von Wien. Noch heute ist diese stadträumliche Einschreibung unübersehbar ein prägender Teil der Identität Wiens – aus einem immer noch nachwirkenden sozialen Selbstverständnis, das sich typologisch, architektonisch und grafisch im ganzen Stadtnetz unübersehbar abzeichnet und sich trotzdem ins Gefüge integriert.

Unbestritten ist die Tatsache der sozialen Innovationen des Roten Wien, die Verbesserung der Lebensbedingungen des proletarischen Wiens und die Implikation von Kultur und Bildungseinrichtungen in die Superblocks der Arbeiterschaft mit ihren großen grünen Höfen. Unzweifelhaft bleibt allerdings auch die Erkenntnis, dass städtebauliche Visionen ausblieben, dass die Architektursprache – mit wenigen Ausnahmen – nicht auf Augenhöhe des internationalen Diskurses stand und dass Wien damals schon die Moderne ignorierte. Im Gegensatz zu Deutschland mit der Bauhausavantgarde, zu Frankreich mit den CIAM-Konzepten, zu Italien mit den Rationalisten und England mit den New Towns blieb Wien in einer ganz spezifischen Form der Vormoderne verhaftet. Viele Architekten der Superblocks entstammten der Wagner-Schule. Diese waren zwar durch ihre Ausbildung an hochqualitatives Entwerfen im großstädtischen Maßstab geschult, aber nicht wirklich Erneuerer, die sich und die Architektur aus sich selbst heraus erfinden wollten. Geschuldet scheinen diese zeichenhaften, fast propagandistischen Gesten der über das gesamte Stadtgebiet gestreuten Wohnhöfe der Idee eines klar wieder erkennbaren Netzwerks autonomer roter Bastionen. Geradezu als städtische Brennpunkte sozialistischer Kollektive inszeniert sind der Wohnkomplex am Friedrich-Engels-Platz und der Karl-Marx-Hof mit jeweils mehr als 1.000 Wohnungen. Im Karl-Marx-Hof endeten schließlich die heroischen Ambitionen des Roten Wien. Der zur revolutionären Zitadelle mutierte Superblock wurde 1934 im Bürgerkrieg von Militär und Heimwehr beschossen.

SIEDLERBEWEGUNG VERSUS WOHNHOF

Eine anfangs offene Debatte im Roten Wien

Der Bauzustand außerhalb der repräsentativen Ringzone und einiger bürgerlicher Enklaven wie Hietzing, Döbling, Cottage-Viertel oder Josefstadt war wirklich desolat mit weitreichenden

hygienischen Problemstellungen (bis in die 1980er-Jahre hinein). Sanierungen waren aufgrund des Wohnungsmangels vorerst nicht produktiv im Hinblick auf Wohnraumvermehrung. Kriegsheimkehrer, Kriegsflüchtlinge, Schlafgeher und Obdachlosigkeit erforderten rasches Handeln. Damit beschränkte sich das Feld der möglichen kommunalpolitischen Operationen auf zwei Optionen: einerseits auf Steuerung, Konditionierung von vorerst illegalen Siedlungen und andererseits auf die Schaffung von neuen Gemeinde- oder geförderten Genossenschaftswohnungen mit geringen Mieten – alles ohne Gewinnabsichten.

In den ersten sechs Jahren blieben diese Entscheidungs-/Entwicklungsfelder noch offen. Adolf Loos, Josef Frank und Margarete Schütte-Lihotzky engagierten sich in der Siedlerbewegung mit konkreten Plänen für Kleinhäuser in verdichteten Formationen, auch für den Selbstbau, wie zum Beispiel das „Haus mit einer Mauer“ von Adolf Loos. Loos entwarf zudem schon 1923 seine Arbeiterterrassenhäuser für Wien Favoriten. Die doch einige Jahre später von Josef Frank initiierte und kuratierte Internationale Werkbundsiedlung in Wien griff Ansätze der Hausverdichtung wieder auf. Schütte-Lihotzky konnte ihre gewonnenen Erkenntnisse ab 1926 im Team von Ernst May für das „Neue Frankfurt“ einbringen. Fast alle, auch die international beachteten Innovationen stammen aus der frühen Phase des Roten Wien, die sich jedoch in der Konsequenz dann in Wien nicht durchsetzen konnten. Trotzdem entstanden in dieser Phase auch Wohnhöfe der Superblockgegner, meist kleinere Anlagen in nüchterner Erscheinung, aber mit komplexerem Innenleben durchgehender Wohnungen.

Durchgesetzt hat sich jedoch der expressionistisch gestaltete, mächtige Superblock mit Gemeinschaftseinrichtungen in differenten, aber immer kontextuellen Ausformungen. Neben ideologischem und machtpolitischem Kalkül dürfte ganz pragmatisch das Problem der Bewältigung der gewaltigen Menge von in kurzer Zeit benötigten Wohnungen zu dieser Grundsatzentscheidung geführt haben. Ganz eindeutig fiel diese ja nicht aus. Neben den 63.000 Wohnungen in Höfen entstanden immerhin 10.500 Hauseinheiten mit Gärten in verdichteten Agglomerationen. Die Wohnungszuschnitte und -größen in den erwünschten Blockstrukturen der zweiten Periode galten als bereits vordefiniert und die Architektur war ab nun weniger Ausdruck des inneren Gefüges, sondern diente vielmehr der demonstrativen Repräsentation der Arbeiterklasse im Stadtraum – Stadtraum fast immer als historisch vordefinierte Struktur betrachtet.

Irgendwie erinnern die damaligen Planungsansätze und Entscheidungsmodalitäten an die gegenwärtige Wohnbaudebatte. Allerdings strahlt Wien heute Wohlstand und Internationalität aus. Dennoch ist der Wohnungsbedarf wieder enorm, die Bodenbereitstellungsfrage brisant, die Kommune verschuldet – aber der politische Wille zur Wohnbauförderung weiterhin gegeben. Und wieder fällt die Entscheidung zugunsten des mehrgeschossigen Wohnblocks mit vordefinierten Wohnungen. Heute nennt man das „Smart Living“ und die urbanen Verdichtungsphänomene „Smart City“. Den globalen Begriffen folgt die globale Architektursprache. Attestiert man den Superblöcken des Roten Wien ideologischen Formalismus, dann zeigt dagegen die Smart City ein wertfreies Abbild der Mediengesellschaft. Die Superblöcke hatten noch eine klare Aufgabe, nämlich in der dichten, überbelegten, unhygienischen Gründerzeitbebauung mit ihren lärmenden Produktionsstätten Inseln der kollektiven Gemeinschaft um beachtliche Grünräume zu formen. Unsere Smart Citys sollten nicht nur Dichte generieren, sondern auch Stadt im Sinne des Kollektiven, der Kombination von Freiheit – Arbeit – Wohnen konstituieren. Und dazu braucht es wieder urbane Erfindungen, offene Wohn- und Arbeitsräume für die Multitude, eine Vielheit von öffentlichen Räumen, in denen differente Bevölkerungsgruppen entspannt kommunizieren oder Gegensätze kultivieren.

Bemerkenswert erscheint, dass wir bei näherer Betrachtung der Wohnblöcke des Roten Wien nie an eine gezielte Nachverdichtung denken, geschweige denn an Abbruch und Ersatz. Nur die Wohnungen standen zur Disposition in Form von Zusammenlegungen und individuellen Anpassungen. Woran liegt das: an den Eigentumsverhältnissen, am Respekt vor den städtischen Qualitäten? Oder hat das mit kollektiver Identität zu tun, die ihren Ausdruck in der Architektur erfährt? Egal, hier zeigt sich, dass Architektur mitunter Bedeutung für die Gesellschaft generiert, auch wenn sie, wie im gegebenen Fall, das Proletariat repräsentiert. Virulente linke Bewegungen haben es immer wieder verstanden, Architektur und Kunst als kulturelle, kommunikative Kraft zu nutzen, um Widersprüche in der Gesellschaft kreativ zu binden oder zu einem Ausdruck zu verhelfen. In den Jahrhunderten davor war dies in Wien ein Privileg der katholischen Kirche und der Habsburger.

DER RAINER-PLAN

Eine übergeordnete Stadtplanungsgrundlage für das schrumpfende Wien

Im Gegensatz zur gegenwärtigen, dem Alltag verschriebenen Stadtplanung verordnete sich die Stadtregierung von Wien hundert Jahre nach dem Ringstraßenplan, trotz bescheidener Zukunftsoptionen als Folge der kriegsbedingten Randlage, wieder einen Modernisierungsschub, indem sie Roland Rainer zwischen 1958 und 1963 als Stadtplaner berief. Er reagierte auf den Verfall der damals schrumpfenden, früheren Habsburgermetropole mit dem Konzept „Die gegliederte und aufgelockerte Stadt“. Als historische Bezugspunkte dienten einerseits das barocke Wien mit dessen niedrigem Baubestand – eingebettet in privaten Gärten – und andererseits die Planungsbestrebungen der Pioniere der Wiener Siedlerbewegung, Adolf Loos, Margarete Schütte-Lihotzky und Josef Frank, für ein selbstbestimmtes, lebensgerechtes Wohnen breiter Bevölkerungsschichten im Rahmen der Siedlerbewegung nach dem Ersten Weltkrieg. Roland Rainer schrieb 1948 in seiner „Städtebaulichen Prosa“: „... trotzdem sollte man mit dem Begriff ‚Stadt‘ weniger das Bild des Gewordenen, als vielmehr das des Werdenden verknüpfen, sollte die Stadt stets als lebendiges Wesen, als den räumlichen Niederschlag zeitgemäßen Lebens und Wirkens sehen ...“ Seine Erneuerung Wiens sollte das Wesen der Stadt nicht verwischen, sondern gezielt neu akzentuieren, um die Lebensbedingungen für die Wiener zu verbessern. Prioritäten setzte er mit den Vorschlägen zur Auflockerung der dicht verbauten Stadtgebiete, zur Bildung von neuen Subzentren, zum Schutz des Stadtbildes, zur Bevorzugung bandartiger Strukturen, für einen Grünflächenplan über das gesamte Stadtgebiet unter Bedachtnahme der kostbaren Umgebungslandschaft und für Fußgängerzonen und bewirkte damit langfristig gültige Entscheidungsparameter für die Entwicklung Wiens. Trotz der kurzen Dauer dieser Nachkriegsperiode mit einer übergeordneten, zukunftsorientierten Stadtplanung waren zumindest einige Weichenstellungen von nachhaltiger Bedeutung für die Stadtentwicklung: die Befreiung des Zentrums vom Individualverkehr mittels Fußgängerzonen, die Entscheidung für ein U-Bahn-Netz, die Sicherung der städtischen Grünflächen oder wichtiger Perspektivbezüge historischer Platz- und Straßenräume, die Konzeption der Donauinsel als verbindender Naherholungsraum für alle Bevölkerungsschichten sowie die neu implantierten Bezirkszentren, aber auch die Entstehung ganz konkreter Architekturensembles mit städtebaulichen Dimensionen wie der Stadthallenkomplex, das ORF-Zentrum Königberg, die Mauerbergsiedlung und durch seine besondere Lage und lapidare Monumentalität das Philips-Haus von Karl Schwazer.

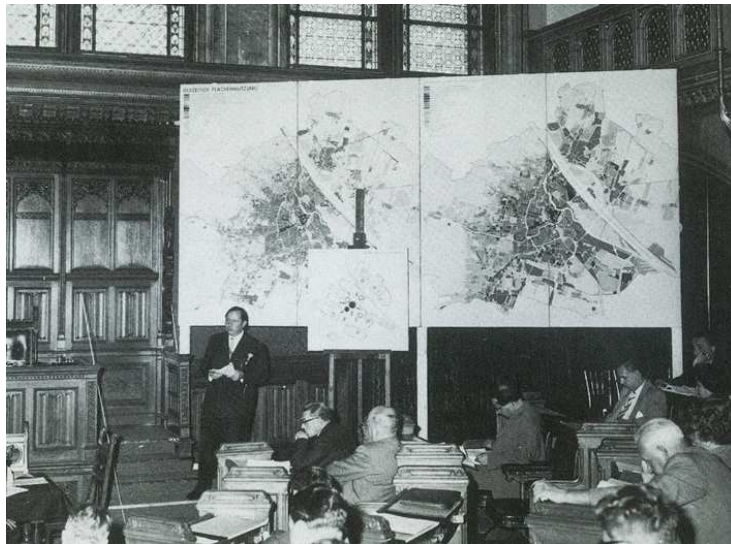


Abb. 5: Roland Rainer, Stadtplanung Wien, 1958–1961
Der Architekt erläutert dem Gemeinderat seine Pläne für Wien.

DIE GROSSWOHNSIEDLUNGEN DER 1960ER- UND 1970ER-JAHRE

Reprovinzialisierungserscheinungen in Wien – fehlende übergeordnete Planungsebene

Tatsache bleibt aber, dass auch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Stadtentwicklung in Wien von der Wohnbaufrage dominiert wurde. Und wieder ging es um die Grundsatzentscheidung Geschosswohnbau versus verdichteten Flachbau. Allerdings unter völlig anderen Ausgangsbedingungen – Wien wurde zur schrumpfenden Stadt mit einem ziemlich verwahrlosten Gründerzeithausbestand. Investitionen der Hausbesitzer rentierten sich wegen der Mieterschutzbedingungen kaum mehr und die Verbesserungen der Altbauwohnungen blieben somit den Mietern vorbehalten, erfolgte, wenn überhaupt, eher provisorisch. Erst nach dem kriegsbedingten Wiederaufbau startete die Stadtregierung mit Neubauprogrammen im Wohnungsbau. Zunächst handelte es sich noch um kleinere Gemeindebaueinheiten als Geschosswohnbauten innerhalb des Stadtgefüges, aber auch noch um Versuche im geförderten Siedlungsbau wie der Mauerbergsiedlung oder der Veitingergasse. Städtebauliche Absichten oder gar die zukunftsorientierten urbanen Ambitionen der kurzen Rainer-Periode blieben gerade in der Wohnungsfrage unbeachtet. Und so scheint es nur logisch, dass die grüne Wiese am Stadtrand zum Feld für meist beliebige Großsiedlungen degenerierte.

Es war nur noch von Wohnraumbeschaffung die Rede, nicht mehr von der Idee der Stadt, mit den differenten Möglichkeiten, der Sehnsucht nach Freiheit, nach kosmopolitischer Identität – mit der Konsequenz, dass ganze Altstadtbezirke implodierten und sich die einstige Metropole reprovinzialisierte. Während bei den Stadtgestaltungskonzepten der Ringstraßenzeit und den danach folgenden Planungen des Roten Wien die Produktion des städtischen Raumes für ein Kollektiv nach architektonischen Gesichtspunkten noch die entscheidende Rolle spielte, so wendete sich diese Leidenschaft für die Stadt nach der Auflösung der nur kurz agierenden übergeordneten Stadtplanungsebene unter der Leitung von Roland Rainer in einen Alltagspragmatismus ohne schöpferischen Willen, ohne kulturelle Kraft. Einer etwa hundert Jahre währenden Urbanisierungsphase in Wien folgte eine lange Periode der Suburbanisierung durch Verlagerung der Bautätigkeit an den Stadtrand – sozusagen ins freie Feld. Anstatt der angedachten Reurbanisierung der vielen innerstädtischen Brachen oder gar der baulichen Transformation von besonders unmenschlichen Bassena-Mietblockensembles entschied sich die Stadtregierung – zumindest vorerst – für die einfache Lösung, die serielle Platte und den amtlich vordefinierten Grundriss, einfach gestapelt

auf der grünen Wiese verteilt. Die Wohnungssuchenden wurden kostengünstig untergebracht – von der stickigen Bassenawohnung in den vorstädtischen Plattenbau.

Ein exemplarisches Beispiel dafür ist die 1962–1964 gebaute Wohnhausanlage Siebenbürgerstraße in der Donaustadt mit immerhin schon 858 Wohnungen: zehngeschossige Fertigteilwohnriegel, orthogonal zueinander platziert in verblüffender Rationalität, von den Architekten Peter und Oskar Payer. Bald danach, 1966–1971, entstand am nördlichen Stadtrand von Wien in ähnlicher Bauweise die Großfeldsiedlung. Hier sind alle Parameter des Begriffs Wiener Großwohnsiedlung erstmals subsumiert: autonom am Stadtrand, mehr als 20.000 Bewohner, vollkommene Funktionstrennung, eindimensionales Erscheinungsbild, bescheidene Versorgungslage, mangelnde Vernetzung mit dem Umfeld – trotz großer interner Freiflächen.

Die Transformation vom Großfeld zur Großstadt gelang nicht – das Großfeld wurde eher zum Problemfeld. Fast gleichzeitig errichtete die Stadt im Süden von Wien die Per-Albin-Hansson-Siedlung Ost in ähnlichen Dimensionen außerhalb eines funktionierenden, komplexen Stadtnetzes. Für die Bewohner bedeutet das ein Leben in der Vorstadt, im Mietshaus, also ohne die Vorteile der Vorstadt: ein Haus mit Garten. Unzufriedenheit und vermehrte Sozialkonflikte in den Großsiedlungen können nicht mehr ignoriert werden. Dazu trug speziell auch die Siedlung Rennbahnweg (1973–1977) bei, mit ihren 2.400 Geschosswohnungen, gruppiert um sieben Großhöfe, drei davon einseitig geöffnet. Verweisen möchte ich da auf den Dokumentarfilm „Der Traum der bleibt“ (Österreich 1996, Leopold Lummerstorfer). Der Film analysiert die Gemeindebauanlage als sozialen Brennpunkt und zeigt unaufgeregt die Alltäglichkeit des Lebens einzelner Bewohner. Nach nicht einmal 20 Jahren nach Errichtung führte nur eine teure Generalsanierung zur Beruhigung der Problemlage.

DIE BEHAUSUNGSFRAGE WIRD WIEDER EIN THEMA DER ARCHITEKTUR

Zumindest kurzfristig und in Wien wenig nachhaltig

Harry Glück reagierte mit dem Konzept des gestapelten Einfamilienhauses in Form von massigen Terrassenwohnhäusern unter Einbeziehung von städtischen Gemeinschaftseinrichtungen, Sportflächen und Schwimmbädern für alle auf den Dächern. Das städtebauliche Prinzip der isolierten, gigantischen Wohnstruktur in der Vorstadt blieb zwar unverändert, aber die Großsiedlung firmiert jetzt als Wohnpark Alt-Erlaa (1973–1985). Obwohl die drei hohen Terrassenhauszeilen (23–27 Geschosse) die Umgebung dominieren, die Wohnungsmenge von 3.200 enorm ist, die monofunktionale Nutzung auch nicht durch die Umgebung kompensiert wird, ist die Wohnzufriedenheit sehr hoch und das Quartier wird von den Bewohnern als identitätsstiftend erfahren. Mit weniger gemeinschaftsförderndem Luxus musste die nur eine U-Bahn-Station davor liegende, von Viktor Hufnagl konzipierte Großwohnanlage Am Schöpfwerk (1976–1980) auskommen. Trotz wohlproportionierter, guter Hofarchitektur, ausgewogener Eingliederung und weitreichender Infrastruktureinrichtungen entwickelte sich das viel kleinere Wohnquartier (1.769 Wohnungen) bald nach Fertigstellung zur Problemzone der Wiener Stadterweiterung. Die Gründe sind sicher vielschichtig, wobei ein ungünstiger, wenig differenter, sozial unausgewogener Besiedlungsvorgang als Hauptursache der Fehlentwicklung gilt. Nur Alt-Erlaa generierte zum Aushängeschild, zum erfolgreichen sozialdemokratischen Wohnmodell der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Und trotzdem beförderte gerade diese großmaßstäbliche Wohnarchitektur eine Grundsatzdebatte zur sozialen Wohnungsfrage und ebenso kontrovers verlief die Diskussion über die Form der Stadtkonstituierung bzw. über Anbindungsfähigkeiten solcher Strukturen.

Drei modernistische Modelle der österreichischen Wohnbauarchitektur von internationalem Rang stellen sich einer vergleichenden Kritik:

- *Gartenstadt Puchenau (1963–2000), OÖ, Roland Rainer*
- *Grazer Terrassenhaussiedlung St. Peter (1965–1978), Werkgruppe Graz*
- *Wohnpark Alt-Erlaa (1978–1985), Wien Liesing, Harry Glück*

Trotz gewaltiger Anstrengungen der Kommune zur Schaffung von Neubauwohnungen unterlag die Stadt einem enormen Schrumpfungsprozess: Zwischen 1910 und 1980 verlor Wien 552.000 Einwohner – davon allein im letzten Jahrzehnt mehr als 50.000, also in der Periode der Großsiedlungen, während der Flächenbedarf stieg. Gerade in Wien stellt sich daher die Frage, ob die Großsiedlungen als Synonym für das Scheitern des modernen Städtebaus zu betrachten sind, ob zumindest für einige davon die Gefahr besteht, sich zu anonymen Problemvierteln an der Peripherie zu entwickeln, ob sie überhaupt zur Stadt gehören oder nur Teil der suburbanen Zwischenstadt bleiben. Andererseits bestätigen Umfragen unter den Siedlungsbewohnern oft eine überraschende Wohnzufriedenheit in diesen monofunktionalen Großstrukturen. Das hat wohl mit den großzügigen Grünräumen, mit dem mitunter vielschichtigen Wohnungsangebot, mit der sozialen Gemeinschaft im abgesonderten Umfeld und nicht zuletzt mit der forcierten Anbindung an das U-Bahn-Netz zu tun.

Wie können also diese Potenziale in der gegebenen Situation des Stadtwachstums für die Stadtplanung erfolgreich genutzt werden? Wie erreicht man mehr Interaktionsdichte innerhalb der Struktur, aber auch im Kontext der benachbarten Stadtteile? In Wien steigt zusehends der Druck zur Verdichtung, weil die bebaubaren Grundstücke knapp werden und deren Preise anziehen. Vielleicht bietet gerade dieser Umstand die einmalige Chance, das Wandlungspotenzial der Großsiedlungen durch kluge Eingriffe, funktionale Ergänzungen und Öffnung der Grünzonen für die sich verdichtenden Bezirke auszuloten. Jedenfalls wären die einzelnen Megawohnanlagen gesondert auf ihre Transformationsmöglichkeiten zu analysieren und sollten erst dann in ihrer jeweils eigenen räumlichen Logik weiterentwickelt werden. Gegebenenfalls könnte das auch zu Formen der städtischen Überlagerungen führen, wenn notwendig, auch mit gezielten, partiellen Abrissen. Und wie sind die neu entstehenden, hoch verdichteten Wohnballungen, wie z. B. das Citygate an der Wagramer Straße, im Vergleich mit den bestehenden Großsiedlungen, wie z. B. der benachbarten Siedlung Rennbahnweg, zu bewerten? Werden sich durch Aneinanderfühlung von formal bzw. strukturell hermetischen Wohnclustern Stadtteile formieren, in denen sich kulturelle und soziale Werte übergreifend entfalten können? Oder implizieren die postindustriellen Wirtschaftsbedingungen und die Digitalisierung der Kommunikationsströme geradezu eine Absenz von bewusst gestalteten öffentlichen Räumen, die sich übergreifend in den Stadtplan einschreiben? Zu komplexen Phänomenen der zeitgenössischen Stadt gehören wohl auch deren strukturelle Auflösungserscheinungen, weil der Wille und die kulturelle Kraft fehlen, gesellschaftlichen Widersprüchen in städtischen Räumen zum Ausdruck zu verhelfen.

DANACH: SUCHE NACH URBANITÄT

Eine partizipative Basisbewegung erzwingt die Wende zur *Sanften Stadterneuerung*

Noch war es ein weiter Schritt für die bekannt inaktiven Bewohner der Stadt, den Wiederaufbau-funktionalismus mit den vom Rathaus verordneten Wohltaten zu überwinden. Nur Opponenten der radikalen Kunstszene, zuerst die Aktionisten, dann die Wiener Gruppe, später die Arena-Bewegung, agierten aktiv und unabhängig in einer Art selbstbeschädigender Grausamkeit jenseits

einer mürrischen Nachkriegsgesellschaft mit deren beharrenden, hierarchischen Institutionen. Vorerst völlig isoliert mutierten sie zu Vorläufern partizipativer Stadtprozesse.

Die Krise des Urbanismus verschärfte sich zwischen 1970 und 1980 nicht nur in den neuen Quartieren an der Peripherie. Wegen deren schlechter öffentlicher Verkehrsanbindung wurde der motorisierte Verkehr immer dichter und belastete auch die Innenstadt immer stärker. Komfort zu Hause in Kombination mit vermehrtem Konsum für den Einzelnen konnte das städtische Unbehagen nicht mehr kompensieren. Die meist uninspirierten Architekturen der Krankenhäuser, Schulen und Verwaltungsbauten blieben städtebaulich belanglos. Viele junge Leute wollten nicht mehr an den anonymen Stadtrand. Sie wollten doch wieder zurück ins zusehends verwahrloste Zentrum, aber unter den Bedingungen einer besseren Wohnqualität, einer kulturellen Vielfalt und einer vielseitigen Beislszene. Der Unmut über die herrschenden Zustände äußerte sich durch öffentliche Kritik: Hausbesetzungen, Nutzung öffentlicher Grünflächen trotz der Verbote, eine neue Demonstrationskultur, Schaffung einer alternativen Szene mit entsprechenden Lokalitäten und kulturpolitischem Aktivismus.

An der Architekturfakultät der TU Wien formierten sich schon um 1970 einerseits die bekannten Avantgardegruppen mit visionären Architektur- und Stadtdarstellungen und andererseits engagierte Kollektive, die ganz konkret die urbane Situation in innerstädtischen Problemzonen verbessern wollten. Mitunter gab es durchaus kreative Überlagerungen von Architektur, Kunst und Sozialem, man denke z. B. an den „Supersommer 1976“ am Naschmarkt, das 20er Haus im Schweizergarten (Brüssel 1958, Wien 1962) von Karl Schwanzer, die Wotruba-Kirche am St.-Georgen-Berg in Mauer (1971–1976) von Fritz Wotruba und Fritz Mayr, das Kerzengeschäft Retti (1964/65) von Hans Hollein oder das Kleine Café am Franziskanerplatz (1970–1985) von Hermann Czech, die Stadt des Kindes (1969–1974) von Anton Schweighofer – einige davon inzwischen weltweit bekannte Ikonen der Stadt.

DAS WIENER MODELL DER SANFTEN STADTERNEUERUNG

Nach den teils fragwürdigen, suburbanen Stadterweiterungen an der Peripherie konnte die steigende Bedeutung von Stadtreparatur und Stadterneuerung von der Stadtregierung nicht mehr negiert werden. Fast der gesamte historische Hausbestand befand sich in schlechtem Zustand, ja, war vom Verfall bedroht. Im Gegensatz zu vergleichbaren europäischen Städten gab es in den 1960er-Jahren keine effizienten Assanierungsprogramme mit den diese begleitenden Abbrüchen ganzer Stadtviertel (Beispiel Berlin). Es fehlten die dafür nötigen öffentlichen Mittel und das private Kapital und die Traditionen des Roten Wien der 1920er-Jahre wirkten noch nach: Kündigungsschutz, Mietengesetzgebung, kommunaler Wohnungsbau, Mietpreisdämpfung. Die öffentliche Planungspassivität beim Umgang mit der Altstadt in Kombination mit der geringen Investitionsbereitschaft der Hausbesitzer stabilisierte die bestehenden Strukturen. Wien befand sich sozusagen in einer Suburbanisierungsphase, die Chancen für partizipative Möglichkeiten von unten eröffnete. Ein Zustand der unterdeterminierten Urbanität erleichterte mit vielen Leerständen und Substandardwohnungen auch die Integration der Flüchtlingsströme aus der ehem. Tschechoslowakei, später aus dem ehem. Jugoslawien und weiterer differenter ethnischer Gruppen. Die sich in der Folge etablierenden städtischen Konfliktzonen – wie Ottakring – offenbarten sich bald auch als urbanes Potenzial und förderten damit die kommunale Einsicht für die Notwendigkeit zur begleitenden planerischen Betreuung durch Basisinstitutionen mit flacher Hierarchie – die Gebietsbetreuungen. Das Beharrungsvermögen und die im europäischen Vergleich konstatierte Rückständigkeit von Wien gereichte diesmal, eher unbewusst, zum Vorteil für einen sozial und strukturell behutsamen

Umgang mit den gewachsenen Stadträumen. Voraussetzungen für das Engagement Richtung breitenwirksamer Stadterneuerung waren das Wohnungsverbesserungsgesetz (1969) und das Stadterneuerungsgesetz (1974). 40 % der Subventionen für Wohnungsverbesserungen konnten von Privaten in Anspruch genommen werden.

Den Beginn der Bewegung assoziiert man mit Spittelberg, Planquadrat 4 und Ottakring.

Am Spittelberg verhinderten lokale Privatinitiativen gemeinsam mit politisch motivierten Aktivisten – fachlich begleitet von Mitarbeitern des Referates für Stadtbild und Denkmalpflege – den vom Rathaus in Erwägung gezogenen Totalabbruch des gesamten Viertels. Erfolgreich: 1973 hat der Gemeinderat das gesamte Gebiet zur historischen Schutzzone erklärt.

Besondere Wirksamkeit für den öffentlichen Diskurs zur inhaltlichen Thematik und zur Methodik der Bewohnerbeteiligung bewirkte die Ausrufung (1974) eines etwa zwei Hektar großen Gründerzeitblocks zum Planquadrat 4 – eine Initiative von Dokumentarfilmern, Architekten, Bürgern und eines örtlichen Koordinationsbüros der MA 21. Es entstand eine vorerst offene Versuchsanordnung, diesmal medial begleitet vom ORF und später analytisch-kritisch kommentiert von Wilhelm Kainrath. Dieser beteiligte sich als kritischer Sozialdemokrat und Städtebauer an der Programmarbeit der Wiener SPÖ. Jörg Mauthe als damaliger Ressortleiter des ORF unterstützte das Projekt und engagierte sich einige Jahre später als unabhängiger Stadtrat (eingesetzt von der ÖVP in der Zeit Erhard Buseks) für die Stadterhaltung. Der planerische und organisatorische Aufwand für die Schaffung eines kleinen halböffentlichen Parks im Hinterhof war enorm. Andererseits konstituierte der intensive, interdisziplinäre, konfliktreiche Planungsprozess Planungsinstrumente für den Umgang der vielen Magistratsabteilungen mit Planungsprozessen für die Multitude – ohne definitiven rechtlich befugten Bauwerber.

Beim Modellgebiet Ottakring, das wesentlich größer ist und acht Baublöcke des dicht bebauten Arbeiterbezirkes umfasst, lag die Initiative (1975) und organisatorische Verantwortung erstmals direkt bei der Stadtverwaltung. Bei diesem exemplarischen Stadterneuerungsprojekt wurde erstmals eine Gebietsbetreuung in einem Lokal vor Ort installiert. Das förderte die Konsensbildung zwischen Bewohnern, Bezirksvorstehung und dem Gebietsbetreuungsteam, das gleichzeitig eine etwas „subversive“ mittlere Ebene bildete, schon allein wegen der Ferne zum Magistrat und als Antwort auf die geringe Befugnisausstattung. Es entstand der Wichtelpark, die Wichtelgasse wurde zur Wohnstraße, Hofentkernungen durch Betriebsverlegungen brachten mehr Licht und Grün, die ersten Sockelsanierungen wurden erprobt und Baulücken mit Neubauten gefüllt. Alles ohne Kündigung von Mietern. Kritisch betrachtet wurden die vorab von oben verordneten Zielsetzungen – „Ottakring steht trotzdem als das bislang erfolgreichste Stadterneuerungsgebiet da.“ (Leopold Redl, 1987).

Ausweitung der Gebietsbetreuungszonen – Stadterneuerung umfasst ganz Wien

Die drei sehr differenten, von jeweils unterschiedlichen Interessengruppen initiierten, anfangs ergebnisoffenen Szenarien beweisen, dass erst mitunter kleine Versuchsmodelle schlussendlich für die ganze Stadt prägend werden können. Der sich daraus entsponnene kritisch geführte Fachdiskurs entzündete sich gerade wegen der Resonanz bei jeweils einflussreichen Persönlichkeiten an den Rändern der beiden damaligen Großparteien. Schöpferisch wirkende Architekten hatten nur geringen Einfluss im Feld der Sanften Stadterneuerung. Schade eigentlich, es fehlen die imaginären Sequenzen, die wenigen vorhin erwähnten herausfordernden Architekturen dieser Zeit können das Stadtbild nicht prägen – und nur wenig Kunstaktivitäten, wie SOHO in Ottakring oder der Schriftzug von Lawrence Weiner am Flakturm, beziehen sich auf den öffentlichen Raum.



Abb. 6: Lawrence Weiner, In the Still of the Night, 1991



Abb. 7: Martin Kippenberger, Tiefes Kehlchen

Topographie I / Festraum, Wien 1991, PAUHOF Architekten: Transformationen zum städtischen Kunstraum

Tatsache bleibt, dass der in den 1970ern eingeleitete Stadtumbau auf die gesamte Kernstadt ausgeweitet wurde und dass damit – trotz des starken Bevölkerungsrückgangs – Reurbanisierungsphänomene einsetzten. Gründerzeitviertel verloren den Nimbus der Rückständigkeit, weil die Potenziale der Althausgrundrisse nach Wohnungszusammenlegungen und Sanierungen gerade für junge Leute gute Möglichkeiten der Entfaltung boten. Wohnen und Arbeiten konnte in den funktionsneutralen, hohen Räumen wieder gleichzeitig stattfinden, Wohngemeinschaften fanden die ihnen entsprechenden Räume, Leute der Kreativwirtschaft schätzten die lokale Urbanität, Ärzte, Anwälte, Architekten gestalteten sich ihre Arbeitsräume in den ehemaligen Hofwerkstätten oder in adaptierten ehemaligen Wohnungen. Die Baulücke wurde als architektonische Aufgabe wiederentdeckt. Meist private Bauträger errichteten dort Eigentumswohnungen und das förderte die bessere Durchmischung sozialer Gruppen.

Nur die angestrebten Hofentkernungen und Begrünungen blieben weiter hinter den stadtplanerischen Zielsetzungen, und die öffentlichen Räume harren noch einer gestalterischen Aufwertung. Dort offenbaren sich die stadtplanerischen Schwächen. Es bedarf bei diesen übergeordneten Aufgaben der konzeptuellen und künstlerischen Intervention des im größeren Maßstab denkenden, stadträumlich geschulten Architekten. Man denke als Referenz an die zu dieser Zeit konzipierten Platz- und Parkgestaltungen in Barcelona oder an die jüngsten urbanen Großprojekte in Rotterdam wie die *Market Hall* von MVRDV (2014).

In der Nachbetrachtung zählt das Wiener Modell der Sanften Stadterneuerung sicher zu den nachhaltigsten, erfolgreichsten Leistungen der Stadtplanung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Aber es gelang wieder nicht, alternative Wohnformen – zum immer noch dominierenden Geschosswohnbau – mit den einzelnen Wohnungen zugeordneten Gärten für breitere Bevölkerungsgruppen städtebaulich zu intendieren. Das vehemente, fast propagandistische Eintreten von Loos, Frank, Rainer oder Kainrath für Wohnformen der Siedlerbewegung blieb in Wien bis dato vergeblich. Als international beachtetes – nur im Kontext der Stadterneuerungs-idee realisierbares – Stadthaus verweist die hybride Sargfabrik (1994–1996) in die Zukunft. Alternative Wohnformen, kombiniert mit Räumen für die Kunst und für soziale Interaktionen in einer

exemplarischen Architektur, machen das Haus zum kommunikativen Brennpunkt für das Viertel und bereichern die ganze Stadt. Wagen wir doch mehr von solchen Experimenten. Die IBA Wien böte dafür den nötigen Rahmen.

WIEN WÄCHST – WIRD WIEN DIE MITTELEUROPÄISCHE METROPOLE?

Wendepunkte: 1989 Fall des Eisernen Vorhangs / 1995 EU Beitritt – Wien reagierte eher verhalten auf 1989. In der Stadtplanung blieb es bei den gegebenen Strukturen, die für 1995 geplante Weltausstellung wurde storniert und die Grenzen zu den nordöstlichen Nachbarländern vorläufig wieder geschlossen. Wien wächst trotzdem. Wien wird infolge des EU-Beitritts internationaler. Wien könnte aber besser auf seine Peripherie achten, könnte neben üblichen Konventionen entsprechende definitiv neue, Struktur vernetzende Stadtteile kreieren und damit das Gesamtgefüge der Stadt und ihre spezifischen Charakteristika noch schärfen. Die Dringlichkeit der Veränderung, mit der sich die Stadt den neuen Lebensbedingungen anzupassen hat, verlangt schon aus strategischen Gründen nach hypothetischen Stadtszenarien oder Stadtmodellen, um die Öffentlichkeit auf künftige Problemstellungen vorzubereiten und in die Diskussion einzubinden. Wo bleibt die begleitende interdisziplinäre Stadtforschung?

Wir sprechen hier von einer schnell wachsenden Stadt, die den Mythos der Metropolenbildung zumindest aus ihrer Geschichte heraus suggeriert. Nach einem Jahrhundert der Erschöpfung gehört jetzt auch Wien wieder dazu. Natürlich ist Wien weiterhin nicht vergleichbar mit Istanbul, Mumbai oder gar Shanghai, mit deren Tempo und deren rasanten Transformationsprozessen. Eine essenzielle Motivation für eine offensive Stadtplanung Wiens hätten allerdings schon der politische Umbruch im Osten und die damit verbundenen wirtschaftlichen, infrastrukturellen und kulturellen Ex- und Implikationen sein können. Wir Architekten erwarteten eine sich schnell entwickelnde Eigendynamik, eine völlig neue Situation für Wien, die alle kreativen Kräfte der Stadt entsprechend fordern würde. Das von PAUHOF propagierte Szenario (1992) einer Transrapid-Verbindung Berlin, Prag, Wien, Budapest, Bukarest, die deutliche Zunahme der Bewohner in Kombination mit privaten Immobilieninvestments und die fast revolutionäre Entwicklung der Kommunikationstechniken hätten eine ganzheitliche, interdisziplinäre Betrachtung der Stadt bedingt.

Noch scheint es aber in Wien kein wirkliches Gefühl für eine originäre Gestaltung der Gegenwart in Fragen der Architektur und des Städtebaus zu geben, die so universell ist, dass sie auch für die Zukunft anschlussfähig bleibt. Globalisierung, Grundstücksspekulationen sowie Investorenverhalten führen zur kapitalistischen Dressur des Stadtraumes und der kurzfristige ökonomische Erfolgszwang verschärft die urbanistische Krise. Die Wiener Stadtplanung hatte bislang kaum Erfahrung mit internationalen Investoren. Besonders auffällig zeigt sich das an der Stadtsilhouette mit den vielen, nicht gerade überzeugenden Hochhausstandorten.

Müsste es nicht ein Recht auf Stadt für mündige Bürger geben, in der die gesellschaftliche Praxis mit der stadträumlichen Praxis korreliert, in der Urbanität erdacht, erfahren und erlebt werden kann? Neben den geplanten Bezirken mit funktionierenden, vitalen öffentlichen Räumen braucht die wachsende Stadt auch informelle Zonen, sozusagen eine Abwesenheit von Urbanität, um Zuwanderungsgruppen Raum zu bieten, um deren Integration erst zu ermöglichen. In Istanbul sind das die Gecekonduklar, über Nacht gebaute, illegale Siedlungen ohne erkennbare Ordnungsprinzipien. Inzwischen gibt es dort Anzeichen einer für das Stadtganze positiven Verschmelzung mit nachträglichen Infrastrukturergänzungen. In Wien übernehmen diese Aufgabe noch immer die

ehemaligen Integrationsbezirke mit der robusten Baustruktur der Gründerzeit und – inzwischen immer häufiger – die kommunalen Wohnanlagen der Gemeinde Wien. Bei anhaltendem Zuzug wird die Aufnahmefähigkeit dieser Altbestände bald nicht mehr reichen. Erkenntnisse aus den informellen, deswegen oft experimentellen Planungsbedingungen der Siedlerbewegungen nach dem Ersten Weltkrieg wären wegen der unterschwelligen und damit partizipativen Zugänge gerade jetzt wieder eine tragfähige Basis für eine kulturoffene Behausungsfrage mit Selbstbauelementen.

Bei den bislang erdachten PAUHOF-Stadt-Szenarien handelt es sich daher fast immer um Stadtmodelle, die möglichst bestehende, gewachsene Strukturen überlagern und den Rahmen für eine neue Urbanität generieren. Um solche Planungsmodelle weiterentwickeln zu können, bedarf es der Aufhebung der Trennung von Architektur und Städtebau. Im theoretischen Stadtdiskurs ist diese Erkenntnis schon des Längeren akzeptiert. Jetzt wären die nötigen Rahmenbedingungen in entsprechende Planungsinstrumente zu übertragen, um Stadtmodelle zur städtischen Wirklichkeit werden zu lassen, aber immer unter dem Gesichtspunkt der Imagination.

BALANCE: INVESTORENBAUTEN / WOHNBAU / ÖFFENTLICHE BAUTEN

Erstmals seit 100 Jahren prägt die Investorenarchitektur das Stadtbild

Ostöffnung, EU-Beitritt, Globalisierung und das daraus korrelierende Stadtwachstum befördern eine in Wien bislang kaum wahrnehmbare Bautätigkeit von privaten Bauträgern. Maßgeblich trug dazu das beabsichtigte, dann per Volksentscheid abgelehnte Projekt der Weltausstellung 1995 bei. Zumindest in der Anfangsphase der Debatte, den geeigneten Standort für das internationale Großprojekt betreffend, standen Grundsatzfragen zur künftigen Stadtentwicklung zur Diskussion. Als optimistische Essenz all der Überlegungen kristallisierte sich der gemeinsame Wille heraus, Wien näher an die Donau heranzuführen – die Kernstadt architektonisch mit Transdanubien zu vernetzen. Ein entsprechender städtebaulicher, international viel beachteter Wettbewerb umfasste dann allerdings nur den Bereich vor den UNO-Bauten auf der stadträumlich isolierten Donauparkinsel. Trotz der Stornierung der Wiener Weltausstellung beauftragte die Stadtregierung danach erstmals Szenarienplanungen, die weit über das Weltausstellungsareal hinausreichten und das bis dahin brachliegende Nordbahnhofgelände miteinbezogen. Am Nordbahnhof sollte eine Stadt der Zukunft entstehen, die Autobahn vor der UNO-City wurde überplattet und darüber entstand, erstmalig in Wien, ein konzentriertes hybrides Stadtensemble mit zahlreichen Investorenhochhäusern. Fährt man über die Reichsbrücke nordwärts, erscheint dieser Stadtsplitter als durchaus großstädtische Kulisse, als beeindruckende Sequenz, die dann nicht entsprechend in weiteren Sequenzen bestätigt wird. Trotz der gelungenen Kombination von Wohnhäusern, Bürobauten, Konferenzsälen und Schulen sowie der direkten Anbindung an die U-Bahn wirkt die Erdgeschosszone wenig urban, weil aufgrund der spezifischen Lage deren Integration ins Stadtgewebe fehlt. Warum etablierte sich eigentlich am ehemaligen Nordbahnhofgelände – trotz ursprünglich visionärer Absichten – keine Stadt der Zukunft, sondern nur eine konventionelle, öffentlich gut erreichbare Wohnstadt mit großzügigem Park? Die Struktur des Stadtteils basiert zwar noch auf dem Gesamtplan von Heinz Tesar und Boris Podrecca, aber das vorgestellte komplexe Gefüge verlor sich zusehends in der Alltagsrealität der Stadtplanungsabteilungen und den eingespielten Interessenlagen der vielen Bauträgerwettbewerbe unter den einengenden Rahmenbedingungen für Architekten. Immerhin erahnen wir in der Stadtzone zwischen Praterstern und UNO-City noch die Idee einer übergeordneten räumlichen Strukturierung des urbanen Gefüges.



Abb. 8: PAUHOF Architekten, Wien Nord, 1991
in der Ausstellung: ALFRED HITCHCOCK & PAUHOF, The Wrong House, deSingel, Antwerpen, 2007

Der etwas jüngere Versuch zur Findung einer städtebaulichen Balance zwischen Investoreninteressen und öffentlichen Ansprüchen betraf den Neubau des 2015 eröffneten Zentralbahnhofs. Innerhalb einer für die Stadt zurückgewonnenen Fläche von etwa 59 Hektar liegend, die nach dem Abbruch der Süd- und Ostkopfbahnhöfe bzw. der Auflösung alter Gleisanlagen zum wertvollen Bauland gewidmet wurde, eröffneten sich vielschichtige Gestaltungsmöglichkeiten. Schon 1995 gewann der Schweizer Architekt Theo Hotz ein sogenanntes Expertenverfahren zur Neuplanung eines Wiener Zentralbahnhofs in Form eines Durchgangsbahnhofs. Die Grundentscheidungen orientierten sich, diesmal wenig transparent, nach den programmatischen und wirtschaftlichen Erwägungen der ÖBB. Das zeigt schon das 2004 ausgelobte, in der Öffentlichkeit kaum kommunizierte, zweite geladene Expertenverfahren für ein städtebauliches Leitbild Stadtteil Wien Südbahnhof. Damit war der grundsätzlichere fachliche Diskurs über das Potenzial des Zentralbahnhofs als urbaner Brennpunkt von Wien und dessen spezifischer Möglichkeiten der stadtvisuellen Einbindung, der Vernetzung mit dem öffentlichen Verkehr, früh beendet. Vorausblickende, stadträumlich übergreifende Szenarienplanungen gab es diesmal nicht mehr. Der ehemalige Südbahnhofstandort, die Stadtecke in Verlängerung der Prinz-Eugen-Straße, hätte bei entsprechender architektonischer Inszenierung für die Ankommenden einzigartige Stadteindrücke erlaubt, wie wir das selten erleben dürfen, vielleicht in Venedig oder Mailand: Die Züge fahren hoch oben ein, der Strom der Reisenden wird so geleitet, dass sich der Blick zum bzw. über das Belvedere wendet, vor dem Haus der Schweizergarten mit dem 21er Haus als Ort für neue Kunst, mit der verlängerten U2 unter der Prinz-Eugen-Straße, verbunden mit dem Zentrum einerseits und andererseits direkt mit dem Flughafen. Und wieder stellt sich die Frage, warum etablierte sich, trotz Tabula rasa, wieder keine Stadt der Zukunft? Abgesehen von der diesmal fehlenden Zielsetzung führt vielleicht gerade das Tabula-rasa-Prinzip, eine Methode der CIAM-Moderne, zu den simplen Erscheinungen der Funktionstrennung in Bürozone, Wohnzone, Bahnhof- und Supermarktzone, wie hier im neu erstandenen Bahnhofsviertel zu beobachten ist.

Wir würden uns inzwischen gerne mit einer Stadt der Gegenwart begnügen, in der Arbeiten und Wohnen nicht mehr getrennt betrachtet werden, in der es neben äußerlich schicken Geschosswohnbauten mit kleinen, gleichartigen Smartwohnungen alternative Flachbauzonen mit einfachen Gartenhäusern gäbe, in der sich öffentlicher Raum und halböffentlicher Raum nicht verwischen, in der das Leben für eine sozial und ethnisch durchmischte Bevölkerung leistbar bleibt.

Noch viel umstrittener in der Öffentlichkeit sind die klassischen Investorenprojekte im historischen Gefüge der Innenstadt, wie der bereits realisierte, Maßstab sprengende Superblock mit Innenhochhaus Wien Mitte oder das Wettbewerbsergebnis Areal Intercontinental/Eislaufverein mit einem mehr als 70 Meter hohen Wohnhochhaus. Obwohl, die beiden Projekte vergleichend, die Massierung bei Wien Mitte viel gravierender ist und die dortigen Planungsverfahren nicht gerade transparent kommuniziert wurden, ist die Ablehnung des wesentlich eleganteren, neben dem Konzerthaus öffentlichen Raum schaffenden Entwurfes von Isay Weinfeld viel vehementer. Es fehlt die Akzeptanz des Wohnturms, vielleicht sogar gerade wegen der fachlichen Legitimation über mehrere Verfahrensstufen mit begleitenden Ausstellungspräsentationen. Betrachtet man die Baublöcke östlich des Wienflusses vom Stadtpark bis zum Donaukanal, wird das Misstrauen gegenüber den Entscheidungen der Stadtplanung verständlich. Der Kontext des Baublocks mit verbindlicher Traufhöhe ist an den Rändern der östlichen Stadtparkhälfte schon längst aufgelöst. Also, wo bleibt die verbindliche übergeordnete Stadtplanung, die eine ästhetisch anspruchsvolle Grundlage als Entscheidungsrahmen gewährleistet? Eines ist sicher, solch anspruchsvolle Bauplätze erfordern Architekten mit schöpferischer Kraft und der Fähigkeit zur Imagination. Das betrifft nicht nur die Häuser, sondern vielleicht noch spezifischer die städtischen Leerräume: Plätze, Straßenräume, Parks und die Fragen der Implikation von Kunst im Stadtraum.

HOCHHAUSKONZEPTE VERSUS PLANWERT AUSGLEICH

Derzeit kristallisiert sich in Wien eine beunruhigende Tendenz heraus, nämlich ein sich wiederum erhöhender Wohnungsbedarf bei stagnierender Wirtschaftsleistung. Arbeitsplatzangebot und Bevölkerungswachstum korrelieren immer weniger. Das heißt konkret, heute und in naher Zukunft ist vermehrt Raum zu schaffen für Unternehmungsgründungen, möglichst in Kombination mit der Behausungsfrage. Und das wird ohne einem verstärkten Engagement von Investoren nicht zu bewältigen sein. Gelungene Beispiele der stadträumlichen Transformation von Industrie- oder Hafenzonen in Hamburg, Rotterdam, Antwerpen u. a. zeigen, dass aus unwirtschaftlichen, isolierten Vierteln zukunftstaugliche urbane Stadtviertel mit hohem Prestige zu generieren sind. Hochhäuser oder Hochhausensembles sind bei solchen Transformationsprojekten keinesfalls als Allheilmittel zu betrachten, sollten aber andererseits nicht tabuisiert werden. Um unnötigem, eindimensionalem Spekulationsdruck zu entgehen, bedarf es einer entscheidungsstarken Stadtpolitik in Kombination mit kompetenten Planungsteams, die die differenten Interessenlagen intelligent ins Stadtgefüge zu integrieren wissen, die den jeweils spezifischen Ort in urbane Ensembles mit architektonisch pointierten Sequenzen schöpferisch zu fassen vermögen. Eine Idee von der Stadt würde dann auch sichtbar, erfahrbar – mit oder ohne Hochhäuser.

In Wien war man sich, nach langer Absenz von Hochhäusern, der Brisanz der vertikalen Ausdehnung der Stadt sichtlich bewusst. Es wurden drei diesbezügliche Studien in Auftrag gegeben:

- 1972 fand das von Hugo Potyka verfasste Hochhauskonzept als Analyse der Topografie, des Verkehrs und der Stadtstruktur als städtebaulicher Entwurf wenig Beachtung, Wien schrumpfte, Investoren mieden die Stadt.

- 1992 beauftragte der damalige Planungsstadtrat Hannes Swoboda die Gruppe Coop Himmelb(l)au mit der zweiten Wiener Hochhausstudie. Ein gut recherchierter, dreiteiliger, großformatiger Prachtband beinhaltete auch konkrete Entwürfe und typologische Statements der Architekten. Von der Magistratsbürokratie fast ignoriert, verschwanden die wenigen Exemplare in den Schubladen – trotz des Formats.
- 2014 folgte dann das „Fachkonzept Hochhäuser“. Der verantwortliche Verfasser, Christoph Luchsinger, gliedert darin Wien in Bereiche, in denen unterschiedliche Höhenentwicklungen vorgeschlagen werden. Der Gemeinderat nahm das Ergebnis zur Kenntnis.

Die drei durchaus differenten Hochhausstudien lehren uns, dass das Nachdenken über Hochhäuser eine öffentlichkeitswirksame Debatte über das Stadtbild ermöglicht, befördert, emotionalisiert. Im Alltag ersetzt eine abgehobene Betrachtung der Hochhausthematik jedoch keinesfalls eine übergeordnete Stadtplanung, ist als Grundlagenforschung aber sicher wertvoll.

In diesem Kontext gesehen ist die von der Stadt Innsbruck und dem Architekturforum Tirol herausgegebene Hochhausstudie Innsbruck (2002) ein bereichernder Beitrag. Stadterweiterungsfragen, Stadttopografie, Hochhausstandorte, Blickbeziehungen und Wahrnehmung der Stadt, Legitimation von Hochhäusern, vertikaler öffentlicher Raum (Urbanissima), ortsbezogene Typologien und Strategien der Umsetzung sind als Gesamtheit betrachtet. Ohne solch vorbereitenden, planerischen Überlegungen bestimmen die Investorengruppen die Standorte und überbieten sich gegenseitig mit Höhengsuperlativen. In Wien strahlen eigentlich nur zwei Vertikalarchitekturen aus der Gegenwart eine übergeordnete, Stadtbild prägende Wirkung aus. Das hat einerseits mit der gezielten Positionierung und andererseits mit der metropolen Anmutung – nicht unbedingt mit der Höhe – zu tun. Als „Einzelprojekt“ generiert der Vienna Twin Tower weitgreifende visuelle Bezüge, als signifikante Architektur an der Stadteinfahrt als auch als Orientierungspunkt aus Straßenräumen der Kernstadt. Kritisiert wurde die schlechte Anbindung an das öffentliche Verkehrsnetz. Einen bemerkenswerten Modernitätsschub in der behäbigen Donaumetropole bewirkt weiters die Hochhauskonzentration Donau City mit vielleicht gar nicht so originären Einzelbauten, aber sequenziell überzeugenden Wahrnehmungsqualitäten.

Hochkomplex geben sich die ersten Hochhausentwürfe für Wien in der Verzahnung mit dem Baubestand der Innenstadt. Adolf Loos bezog sein 1916/17 entworfenes Doppelturm-Ensemble für die Gartenbaugründe (in einer Variante immerhin 140 Meter hoch) sowohl auf das hoch auf der Bastei platzierte Palais Coburg als auch auf den mittels Kolonnaden angebundene Ring bzw. in der Fernwirkung auf den anschließenden Stadtpark. Eine dezidierte axiale, übergreifende Wirkung aus dem Stadtzentrum hinaus war im damals noch monarchischen Wien bemerkenswert. Eine ganz andere Strategie der stadträumlichen Disposition verfolgten die Architekten Siegfried Theiss und Hans Jaksch 1931/32 mit dem etwa 50 Meter hohen Hochhaus in der Herrengasse. Die Höhenentwicklung bleibt vom umgebenden Straßenraum aus betrachtet unauffällig, weil sich das Haus ab der 12. Etage abtreppt und das Gebäude sich somit als normaler Baublock einfügt – mit dem üblichen Nutzungsmix: Geschäfte im Erdgeschoss, darüber Bürogeschosse und Praxisräume, darauf gesetzt dann 224 Wohnungen.

In den neuen Wohngebieten könnten ähnliche Strategien der Eingliederung von Vertikalhybriden zur Stadtwerdung beitragen – natürlich neu interpretiert in der jeweiligen Maßstäblichkeit. Noch wesentlich radikaler im Sinne von städtischen Überlagerungsszenarien sind die 1925 gezeichneten „Horizontalen Wolkenkratzer“ von Friedrich Kiesler, die als städtebaulicher Entwurf noch immer absolutes Zukunftspotenzial aufweisen.

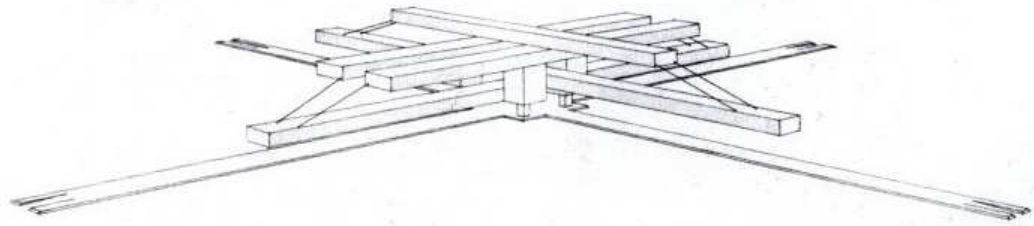


Abb. 9: Friedrich Kiesler, The horizontal Skyscraper, Paris, 1925

WIENER HAUSFELDER

Konzentration auf die Wohnungsmenge – Suburbanisierungstendenzen trotz Dichte

Wenn von Stadtplanungsvorgängen wachsender Metropolen wie Wien gesprochen wird, und das wird es in den letzten Jahren doch immer häufiger, dann beruft man sich meist auf die hohe Komplexität der Thematik, auf die der Globalisierung geschuldeten druckvollen Rahmenbedingungen durch Investoren, auf die rasante Entwicklung der digitalen und technischen Möglichkeiten, auf ökologische Notwendigkeiten. Nur noch selten steht der einzelne Mensch, stehen die vielen Einzelnen (Multitude), die gewachsenen Lebensweisen der von Ort und Zeit geprägten Familienstrukturen im Fokus der Überlegungen. Alle Planungsanstrengungen tendieren zur Optimierung, nicht nur zur Optimierung von funktionalen Abläufen, sondern in der Konsequenz auch zur zumindest physischen Konditionierung des Individuums. Differente Lebenskulturen, ethnologische Prägungen von Gruppen oder nicht vordefinierbare Formen des Zusammenlebens integrieren sich aber nicht so leicht in der Smart-Welt.

Beim Studium der diesjährigen Ausstellung „Stadtgewebe – die Zukunft Wiens planen“ in der Planungswerkstatt sehen wir ausgewählte Ergebnisse der Wiener Stadtplanung, die von zwei großen Strategien bestimmt sind: der *Smart City Wien Rahmenstrategie* und dem *Stadtentwicklungsplan STEP 2025*. Zu sehen sind, neben einer methodischen Übersicht der gegenwärtigen Planungsstrategien und Instrumente, etwa 40 mit einem Qualitätssicherungssiegel geadelten (von wem?) Stadtprojekte, dargestellt mittels jeweiligem Lageplan, Fotografien von den bereits realisierten Ensembles oder die neue Realität vermittelnde Renderings bei noch Ungebautem. Bei den zahlreichen Wohnbauvorhaben handelt es sich überwiegend um Geschossbauten mit vorformatierten Smart-Wohnungen, ergänzt durch Balkone – immer öfter auch in Hochhäusern.

Interessant, dass gerade in Wien – mit einem doch sehr heterogenen Bevölkerungsbild – im bürokratischen und PR-Alltag Bezeichnungen wie „Green Smart City“ oder „Smart Living“ zu übergeordneten Begriffen der Stadtregulierung mutierten. Mit dieser Gegenwart und Zukunft suggerierenden Rhetorik lässt sich offensichtlich viel regeln, lässt sich ein positiv wahrgenommenes Assoziationsfeld aufbauen bei gleichzeitiger inhaltlicher Diffusität. Die Entscheidungsträger können also in Deckung bleiben. Wir registrieren in der Planungspolitik ein gewisses Paradoxon. Einerseits explodiert geradezu die Regelungsmethodik im unmittelbaren Lebensumfeld, sozusagen im Smart-Bereich des städtischen Lebens, während für die Fragen der großmaßstäblichen Stadt-

konzeption kaum mehr schöpferische Ressourcen zur Geltung kommen: Das bedeutet, dass weder Geld für zukunftsorientierte Entwicklungsszenarien budgetiert, geschweige denn in die Findung übergeordneter Konzepte investiert wird. Organisierte Partizipationsrituale und programmatische Verfahrensstrategien im Wettbewerbswesen relativieren die direkte Verantwortlichkeit. Jeder spricht für sich selbst. Kaum ein Architekt/Urbanist bringt mehr den Mut auf, für andere zu sprechen, eine kohärente Idee oder das „Andere“ zu verteidigen oder auch gesellschaftlichen Widersprüchen zum Ausdruck zu verhelfen. Jedes Nachdenken über die Zukunft bedarf der Momente des Utopischen. Gegenwärtig assoziieren wir Zukunft allzu oft nur mehr mit dem Dämmen von Häusern, der digitalen Konditionierung von Wohnungen oder von Infrastrukturen. Aber eine selbstbewusste Stadt definiert sich nicht zuletzt über zeitübergreifende Erzählungen, über die räumliche Idealisierung eines Gemeinwesens – den Sinn für Architektur als gesellschaftliche Kraft vorausgesetzt.

Der von der MA 21 im Tech Gate Vienna zelebrierte Zukunftskongress „Partizipation_DIREKT_demokratisch“ (2015) wies in eine andere Richtung. DIREKT offerierte sehr transparent, was die Stadtplanungspolitik künftig vorhat, welche Verfahren die Planungsbehörden für zukunftstauglich bzw. praktikabel halten, ohne danach beim Bauprozess von spontan sich formierenden Protestbewegungen überrascht zu werden. Akzeptanzverfahren sind sicher billiger und politisch klüger als später notwendig werdende Befriedigungsprozesse. Das wird so auch funktionieren, wenn man den Status quo für gut befindet, nur den Interessenausgleich steuert und die Architekten als Dienstleister in die dritte Reihe verweist.

Der Workshop „Von Konsultation über Kooperation zur Ko-Kreation“ eröffnete die Gelegenheit, als Fallbeispiel das kooperative Verfahren „Oberes Hausfeld“ zur Erstellung eines städtebaulichen und landschaftsplanerischen Entwurfes in einem Zentralgebiet der Donaustadt zur Sprache zu bringen. Dieses Verfahren, als Interpretation des Smart-City-Schwerpunktes der Stadtplanungsabteilungen, spiegelt deutlich den Pragmatismus und die Rollenverteilung in den städtebaulichen Planungsprozessen. Es geht um „kein kleines Gebiet“. Das Hausfeld – es müsste ja eigentlich in seiner Gesamtheit betrachtet werden – ist größer als das Nordbahnhofgelände, etwa so groß wie der 8. Bezirk und allein das Obere Hausfeld umfasst immerhin 26 Hektar.

Der vorgezeichnete Findungsprozess basiert auf der getrennten Betrachtung von Stadtplanung und Architektur. Architektur wird als nachrangige Disziplin aufgefasst und der Architekt wird im Städtebauverfahren sozusagen zu Recht in die Rolle des darstellerischen Experten in der Gruppe verwiesen – allerdings als einer, der sich in einer Vorstufe über ein Konkurrenzverfahren legitimieren muss. Das vorgeschaltete Verfahrensbüro muss das nicht, obwohl dieses letztendlich den Plan erstellt, die Beiträge „demokratisch“ kombiniert. Recht angenehm. Das Büro weiß, was es zu tun hat und dessen Leiter braucht danach persönlich nur die Auswahlkriterien zu kommunizieren und kann sich bei späterer Kritik auf das demokratische Verfahren berufen, auf das mehr oder weniger gute Material, welches die Gruppe gemeinsam in zwei mehrtägigen Planungsworkshops bzw. einzeln in dreiwöchigen „Testentwürfen“ zur Verfügung stellte. Und wenn es eines noch breiteren Legitimationsausweises bedarf, dann gibt es ja noch die Experten, auf die man sich nötigenfalls berufen kann. Von den 15 Bauträgern sind keine Einwände mehr zu erwarten, weil die als Planungsbeteiligte ihre Interessen adäquat einbringen können. Planungsbeteiligung bedeutet bei diesen städtebaulichen „Ko-Kreationen“ daher eher pragmatischer Interessenausgleich der „Player“ und weniger ein verantwortungsvolles szenarisches Vordenken für die künftigen Bewohner. Irgendwie assoziiert man das Erwartbare und die Auswahlbedingungen mit Sendeflächen wie etwa Ö3. Statt der alltäglichen Sendeflächen im Radio handelt es sich aber bei den städtebaulichen Spielfeldern um „Hausfelder“, die zu Stadtteilen werden und das Leben mehrerer

Generationen von künftigen Bewohnern entscheidend prägen – im gegebenen Fall zu einem zentralen Quartier der Donaustadt, die in absehbarer Zeit die Einwohnerzahl von Linz erreichen wird. Bei einer urbanen Agglomeration dieser Größenordnung bedarf es eines übergeordneten stadträumlichen Leitbildes, einer Imagination von Stadt an dem sehr spezifischen Ort und sicher mehrerer Programme der Umsetzung, um nicht in der Falle einer identitätslosen, unbegrenzten Vorstadtmisere zu enden. Die klaren Flächen, Funktionszuteilungen und die hohen Bebauungsdichten gewähren nämlich wenige Möglichkeiten späterer baulicher Anpassungen oder eines inneren Wachstums durch künftige Verdichtung. Die Gemeindebauten des Roten Wien ermöglichen noch innere Anpassungen durch Wohnungszusammenlegungen.

Bei den nur unweit entfernten Großsiedlungen der 1960er-Jahre, wie der Siedlung Rennbahnweg oder Großfeldsiedlung, gewähren die großzügigen Freiflächen noch funktional wünschenswerte oder den Stadtraum konditionierende Ergänzungsbauten, besitzen zumindest ein gewisses Veränderungspotenzial.

Es geht mir hier nicht unbedingt um das kritische Wahrnehmen einer Veränderung der Hierarchien und damit der Planungskompetenzen, sondern viel entschiedener noch um die Möglichkeiten einer konsequenten Umsetzung einer Idee – die nie ideologiefrei sein sollte. Wer hat die Entwurfs-Kompetenz für zukunftstaugliche Stadträume und spricht gewissermaßen für die künftigen Bewohner? Wer verteidigt den Plan? Wer führt die dem Prozess geschuldeten Planungsanpassungen in komplexere Formen eines Stadtorganismus durch? Das Amt? Die Bauträger? Die Kooperationspartner? Sprechen die nicht immer im Namen des Gesetzes oder für die unmittelbaren Interessen der jeweiligen Gruppe? Stadtplanungsverantwortliche halten inzwischen das Prinzip des geistigen Eigentums in unserem Informationszeitalter für völlig obsolet. In gewisser Hinsicht ist dieser Ansatz nachvollziehbar, aber der hat gerade die neuen Stadtteile in eine Form der kontrollierten Beliebigkeit geführt – eigentlich ein neoliberales Stadtsystem, das den Kapitalinteressen geschuldet bleibt.

Diskutieren sollten wir hier auch so konkrete Stadterweiterungsprojekte wie die Seestadt Aspern im Kontext des jetzt gültigen Stadtentwicklungskonzeptes. Wir sollten uns nicht mit dem Hinweis, dass die Seestadt schon Dutzende Male diskutiert wurde und alles schon vor der jetzigen Ära entschieden wurde, abfinden. Christoph Chorherr stellt allerdings zu Recht die Frage: Was ist transdanubische Urbanität? Wir wissen, mit den robusten Straßen- und Blocksyste men kommen wir dort nicht mehr weiter. Die Relation zwischen Stadtstruktur und Architekturform muss in diesem indifferenten, jetzt noch Vorstadtgebiet, völlig neu reflektiert werden. Und da schaffen die Seestadt, die verlängerte U2, die geplante neue Autobahn entlang der östlichen Stadtgrenze (durch/unter der Lobau) und die neue Schnellstraßen-/Autobahnspange Hirschstetten/Knoten Raasdorf völlig neue Rahmenbedingungen. Ein Spezifikum sind noch die vielen, meist aus Wettbewerben hervorgegangenen Wohnsiedlungen, die untereinander wenig Verbindung aufweisen und oft recht autistisch wirken. Das alles in Kombination mit der flachen, offenen Landschaft macht, sicher verkürzt betrachtet, die transdanubische Urbanität derzeit aus. Dieser Istzustand ist nicht das Resultat eines chaotischen, schnellen Zuzuges – das wäre vielleicht interessant –, sondern das in Bebauungsplänen vordefinierte, gewünschte Ergebnis der Wiener Stadtplanung. Sollten wir Architekten überhaupt noch unsere gestalterische Kompetenz – in einem umfassenden Sinn – in die Stadtplanung einbringen wollen, dann müssen wir kurze, politische Epochen übergreifende, interdisziplinäre Diskurse einfordern, besser noch generieren. Und da gibt es auch jetzt noch Schwierigkeiten in der Kommunikation mit den sich nach Spezialzuständigkeiten gliedernden Magistratsabteilungen und deren innere Hierarchien.

IBA WIEN – NEUES SOZIALES WOHNEN

Eine strategische Möglichkeit, die Wiener Stadtplanung neu zu positionieren

„Neues soziales Wohnen‘ geht natürlich über die Thematik einer Wohnbauveranstaltung hinaus. Es geht um eine gesamtstädtische Agenda, die Themen der Stadtplanung und Stadtentwicklung, der sozialen und funktionalen Durchmischung, der Leistbarkeit und Mobilität, der Versorgung und Grundstücksbereitstellung und des Zusammenlebens in der Stadt eng miteinander verknüpft.“
(*IBA-Koordinatoren Wolfgang Förster und Kurt Hofstetter, 2016*)

Die Initiatoren betrachten die IBA Wien als „Ausnahmestadium auf Zeit“. Der Öffentlichkeit vorgestellt wurde die Idee einer internationalen Bauausstellung in Wien erstmals 2015 und als Präsentationsjahr steht 2022. Sieben Jahre dauert also der Ausnahmestadium und diese Zeit müsste reichen, um die Stadtplanung in Wien zukunftstauglich neu zu positionieren. Sieben Jahre andauernde verstärkte Präsenz der Stadtthematik in der Öffentlichkeit und ein gewisses Maß an internationaler Aufmerksamkeit wären als Chance für eine Neuaufstellung zu betrachten. Gerade weil auf die Kompetenz der Architekten, nämlich Stadt auch räumlich und künstlerisch zu denken, in den vorbereitenden IBA-Konferenzen und in den IBA-Gremien fast vollkommen verzichtet wurde, gäbe es jetzt die Möglichkeit für die Architektenkammer, ja geradezu die Verpflichtung, begleitend einzugreifen. Weniger im Sinne eines sozialpartnerschaftlichen Rechts auf Teilhabe sollte die Interessenvertretung argumentieren, sondern mit dem nötigen Selbstbewusstsein auf der Kompetenz beharren, die Stadtwerdung als Entwurf zu verstehen – auch unter dem Gesichtspunkt der Imagination. Und in dieser Rolle sind die Architekten nicht ersetzbar. Natürlich bedarf es bei diesen komplexen Sachlagen der interdisziplinären Teams. Die Theorie ersetzt aber nicht den räumlichen Entwurf städtischer Ensembles. Nur der Garten- und Freiraumplanung kommt eine ähnlich schöpferische Bedeutung zu, ist allerdings weniger Raum bestimmend. Bei aller Wertschätzung für Partizipationsprozesse bzw. Kooperationsverfahren sollte das Ergebnis nicht zu einem Konglomerat von Kompromissen degenerieren, das schon für die nächste Generation zur Belastung wird. Wahre Teilhabe am städtischen Leben hat mehr mit der Freiheit der Multitude zu tun und weniger mit bürokratisch kontrollierten Legitimationsverfahren für unsichere Politiker. Die Historie der europäischen Städte lehrt uns, dass mit Gefühl und Verantwortung für den Menschen geplante, ästhetisch komplex gestaltete und handwerklich gut gebaute Stadtbezirke die Zeiten überdauern können und die spezifische Identität einer Kommune erst ermöglichen, und, ganz wesentlich, genügend Veränderungspotenzial für gesellschaftliche Anpassungen aufweisen. Danach sollten wir die Nachhaltigkeit der Städte beurteilen.

Vergleichend mit der IBA Berlin 1987 könnte die IBA Wien 2022 ebenso grundlegende, auch international beachtete Weichenstellungen im Stadtdenken bewirken unter den Rahmenbedingungen der neuesten Erkenntnisse der postindustriellen Stadt – also andere. Die Stadtkonstellationen von Berlin und Wien sind ähnlich, verweisen auf Ungleichzeitigkeiten, auf klassische Phänomene der Metropolenbildung bei wirtschaftlicher Stagnation, auf große Leistungen im sozialen Wohnbau, und beide Städte sind eingebettet in eine erholsame Natur- und Kulturlandschaft. Beide Metropolen haben also etwas zu verlieren, wenn die Planung der Stadt stagniert, die Stadtentwicklung allein den Kräften des Kapitals ausgeliefert wird. Mit der Forcierung eines dualen Prinzips der Stadtbetrachtung bei der IBA Berlin entwickelte sich ein die Moderne hinterfragendes Stadtmodell mit Auswirkungen auf ganz Europa. Zwei durchaus autonome, konkurrierende Systeme mit eigener Leitung unter personifizierter politischer Patronanz sorgten für einen vorerst im besten Sinne polarisierenden Stadtdiskurs. Hardt-Waltherr Hämer (Architekt) leitete die IBA-Altbau mit der Konzentration auf Milieuschutz und behutsame Stadterneuerung. Die IBA-Neubau unter der Leitung von Josef Paul Kleihues sah ihre Aufgabe in der kritischen Rekonstruktion der Stadt.

Trotz des überwältigenden medialen Erfolgs und der breiten Zustimmung der Bevölkerung betrachten wir heute die IBA 1987 mit einer gewissen Ambivalenz. Vielleicht hat das Unbehagen mit dem Erfolg der IBA-Neubau zu tun, der zur planerischen Hegemonie einer Gruppe führte und in einer architektonischen Konservativität endete. Mit Bildern einer europäischen Metropole verband man Berlin nicht mehr. Man denkt dabei weiter an Paris, London, Barcelona, Rotterdam oder Istanbul und sehnt sich nach den Utopien der Moderne.

Wir brauchen für das Stadtdenken/Stadtbauen keine straffen Organisationsmuster mit alles kontrollierenden Beiräten, sondern möglichst offene Rahmenbedingungen für die kreativsten Köpfe, wie das Pierre Bourdieu in seiner Feldtheorie als Voraussetzung für die Freiheit des Denkens formulierte. Interaktionen des Alltagslebens, das soziale Feld, Paradoxien, Kunst jenseits der Repräsentation, performative Auftritte der Vielen sollten uns inspirieren, das Unmögliche darzustellen, die Stadt als Idee von Freiheit.

LÄSST SICH EINE STADTRÄUMLICHE METAEBENE FÜR WIEN GENERIEREN?

Es bedarf einer Idee, wie sich Wien künftig im internationalen Kontext positionieren will

Zu Recht stellt sich für uns Architekten/Urbanisten heute die Frage, ob eine stadträumliche Gesamtkonzeption für die zweite Gründerzeit, die sich in Wien in den letzten beiden Jahrzehnten etablierte, mit den derzeitigen Planungsinstrumenten bzw. mit den heutigen Organisationsformen der Stadtplanung überhaupt denkbar ist, in der gegenwärtigen globalisierten Welt mit den sprunghaften Investorenentscheidungen überhaupt imaginierbar ist? Oder wie Wolf D. Prix bei den Stadtgesprächen „Wien wo und wohin?“ (QUER, 2/2013) es insistierend in der Fragestellung formulierte: Weiß Wien, was Stadt heute ist? Gibt es hier eine Vorstellung, eine Ahnung von Stadt, ein Bild, eine Gestalt, die Wien im internationalen Kontext zukunftstauglich positionieren könnte? Wie steht es heute mit dem politischen Willen der Kommune, die Stadt als Gesamtorganismus sozial und künstlerisch so zu strukturieren, dass die Bürger nicht das Gefühl bekommen, nur ein Subjekt der Stadtorganisation und Verdinglichung in einer globalen Ordnung zu sein? Lässt sich für Wien eine tragfähige stadträumliche Metaebene generieren, an der sich die alltägliche Stadtplanung orientieren kann, ohne Konventionen überschreitende Architekturen sofort abzuwenden, die den Entscheidungsspielräumen der Verwaltung Sinn geben, zugunsten der Vielen legitimieren und nicht nur den Kompromiss befördern, der in der gängigen Planungspraxis einerseits den Kapitalströmen und andererseits der kurzfristigen Bewältigung des enormen Wohnungsbedarfs geschuldet bleibt? Kann Wien seiner Identität, seiner Tradition als Schmelzpunkt differenter Kulturen, die sich in Folge der jüngst erfolgten Zuwanderungswelle wieder verstärkt zeigte, auch architektonisch fruchtbar zum Ausdruck verhelfen oder bleibt es bei der provinziellen Abwehrhaltung ohne selbstbewusste Offenheit für Neues?

Resümee: Wien braucht einen Neustart, ein übergeordnetes Stadtplanungsdepartment mit einem engagierten, interdisziplinären Team, das Kompetenz, Vision, Kontinuität einbringt und in dem es eine kompetente, charismatische Persönlichkeit als verantwortliche Ansprechperson gibt. Die Politik hätte neben gesellschaftspolitischen Vorgaben die Ziele in der Öffentlichkeit zu vermitteln – besser noch: die Ziele mit der Öffentlichkeit zu generieren.

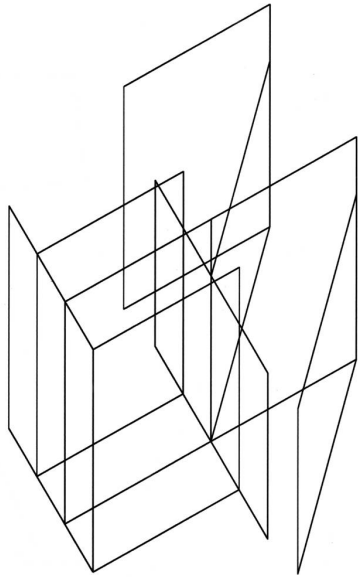
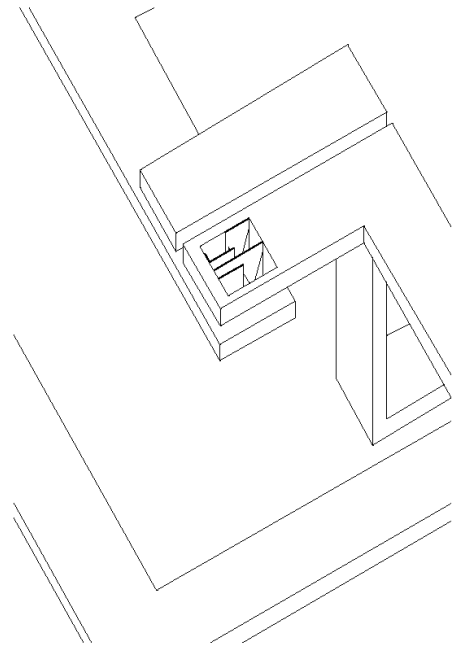


Abb. 10: Heimo Zobernig



A bb. 11: PAUHOF Architekten

PAUHOF Architekten mit Heimo Zobernig, Untitled, Galerie Anselm Dreher, Berlin, 2002
 Ausstellungsreihe Rethinking: Space, Time, Architecture, Ein Dialog zwischen Kunst und Architektur

Es geht darum, Stadt nicht nur formal neu zu denken, sondern Inhalte des Lebens, die der Struktur Sinn geben, in Darstellung und Anwendung sichtbar werden zu lassen. Wie können DenkerInnen, ArchitektInnen und KünstlerInnen vom Gewachsenen lernen, aus der Stadt heraus denken, um nicht ohne Stadt, im Nichts, Utopien zu formulieren? Wie wird die Heterotopie einer gebauten Stadt für und der Menschen möglich? Die Freiheit der Kunst, die Strenge des Denkens und der Wille der Architektur, Verbindungen zu schaffen, müssen einander kritisieren, um dem Belanglosen keine Chance zu lassen.

Michael Hofstätter / PAUHOF Architekten
 Wien, April 2016

„PAUHOF zieht es über die Grenzen der Architektur – wie sie zumeist betrieben wird – hinaus. Im Kontakt mit dem Phänomen Stadt, das als Ganzes nicht einholbar ist, das sich zu schnell entwickelt, um beschrieben zu werden, das ein Involviertsein der ForscherInnen einfordert, wird für PAUHOF die Suche nach einer neuen Form von Stadtforschung dringend. Die StadtforscherIn kann nicht mehr, konnte nie als allein Stehende an Formen Arbeitende gedacht werden, sondern ist als Teil von Netzen zu betrachten, als MitforscherIn, die nur in der Konfrontation mit anderen Interessierten, mit fremden Situationen, sich zu entwickeln vermag.“
(Florentina Hausknotz, Philosophin)

Abbildungsnachweis:

Titelfoto: © PAUHOF

Abb. 1: Perspektiven, Heft 8, 2011, S. 23.

Abb. 2: Heinz Geretsegger / Max Peintner, Otto Wagner 1841-1918, Salzburg: Residenz Verlag, 1983, S. 51.

Abb. 3: Burkhardt Rukschcio / Roland L. Schachel, Adolf Loos. Leben und Werk, Salzburg: Residenz Verlag, 1982, S. 498.

Abb. 4: Sigrid Hauser, PAUHOF Architekten 1986–1993, Basel: Wiese, 1994, S. 68.

Abb. 5: Roland Rainer, Arbeiten aus 65 Jahren, Salzburg u. a.: Residenz Verlag, 1990, S. 84.

Abb. 6: Lawrence Weiner, Wiener Festwochen, 1991 (Topographie 1/2), Foto: Christian Wachter, S. 57.

Abb. 7: Martin Kippenberger, Nach Kippenberger, MUMOK, Wien: Schlebrügge, 2003, Foto: Christian Wachter, S. 157.

Abb. 8: Charles Broto, Exhibition Design, Barcelona: Linksbooks, 2010, S. 169.

Abb. 9: Oswald Oberhuber / Hochschule für angewandte Kunst, Frederick Kiesler, Wien 1975, S. 52.

Abb. 10: © Heimo Zobernig; Steffen Lehmann / Bund Deutscher Architekten, Rethinking: space, time, architecture, Berlin: Jovis-Verlag, 2002, S. 117.

Abb. 11: © PAUHOF; Steffen Lehmann / Bund Deutscher Architekten, Rethinking: space, time, architecture, Berlin: Jovis-Verlag, 2002, S. 117.

--

PAUHOF Architekten – Michael Hofstätter / Wolfgang Pauzenberger

Ramperstorffergasse 2/10

A-1050 Wien

buero wien: 0043 (0)1 544 71 66

mobil 1: 0043 (0)664 5216904 – HOF

mobil 2: 0043 (0)664 2628962 – PAU

office@pauhof.com

www.pauhof.com